

E. A. Poe: Drei Fälle für Dupin

Edgar Allan Poe

Drei Fälle für Dupin

Die Morde in der Rue Morgue

Das Geheimnis der Marie Rogêt

Der entwendete Brief

edition
©opy ©at ©rime

IMPRESSUM

Copyright © 2016
ebooknews press
Verlag Dr. Ansgar Warner
Rungestr. 20 (V)
10179 Berlin
ISBN: 9783944953472

Herausgegeben &
mit Nachwort versehen
von Ansgar Warner

Überarbeitete Neuauflage,
basierend auf:
Poe, Seltsame Geschichten
Übersetzt v. Alfred Mürenberg
Verlag W. Spemann
Stuttgart 1890

**Die Morde
in der
Rue Morgue**

What song the Syrens sang, or what name Achilles assumed
when he hid himself among women, although puzzling questions
are not beyond all conjecture.

SIR THOMAS BROWNE.

Die geistig-analytischen Fähigkeiten sind selbst der Analyse durch den Geist nur schwer zugänglich. Wir beurteilen sie ausschließlich über ihre Effekte. Stehen sie in einem ungewöhnlich hohem Maße zur Verfügung, sind sie für ihren Besitzer eine Quelle außerordentlicher Genüsse. So wie sich ein physisch starker Mensch an seiner Tüchtigkeit berauscht und sich an Übungen erfreut, die seine Muskeln in Tätigkeit versetzen, so hat der Analytiker Freude an geistiger Tätigkeit, die die Dinge entwirrt. Das gilt selbst für die einfachsten Beschäftigungen, so lange sie ihm nur ermöglichen, seine Talente ins Spiel zu bringen. Er liebt Rätsel, Geheimnisse und Hieroglyphen, und zeigt bei der Lösung eine Art von Scharfsinn, die gewöhnlichen Menschen übernatürlich erscheinen muß. Tatsächlich haben die Resultate, wenn sie auch auf methodischem Vorgehen beruhen, einen Anschein von Intuition.

Die Begabung zur Problemlösung wird durch mathematische Studien gefördert, insbesondere durch das Studium der höchsten Mathematik, die man, wenn auch zu unrecht, wegen ihres rückwärts gerichteten Vorgehens Analysis nennt, gleichsam als sei es eine Analyse par excellence. Jedoch ist bloßes Rechnen noch nicht gleichbedeutend mit dem Analysieren. Ein Schachspieler zum Beispiel tut das eine, ohne sich im anderen Bereich zu bemühen. Demzufolge wird das Schachspiel, was seine Wirkungen auf den Intellekt betrifft, vollkommen falsch eingeschätzt.

Nun schreibe ich hier keine Abhandlung, sondern stelle lediglich einer merkwürdigen Erzählung einige eher zufällige Beobachtungen voran. Und so möchte ich allenfalls hinzufügen, daß die höheren Kräfte des reflektierenden Geistes durch das bescheidene Damespiel weitaus entschiedener wie auch gewinnbringender angestrengt werden als durch die

anspruchsvollen Nichtigkeiten des Schachspiels.

Nehmen wir als Beispiel eine Partie Dame, bei der die Spielsteine sich bereits auf vier Könige reduziert haben, so daß kein Mangel an Überblick herrscht. Ganz offensichtlich kann hier der Sieg nur durch einen sehr geschickten Zug davongetragen werden, der auf einer besonderen geistigen Anstrengung beruht. Seiner üblichen Ressourcen beraubt, versetzt sich der Analytiker in sein Gegenüber, identifiziert sich mit ihm, und erkennt nicht selten auf einen Blick die einzige Methode (nicht selten eine absurd einfache), mit der er seinen Gegner in die Irre führen oder zu einem Fehlschluß verleiten kann.

Lange Zeit war das Kartenspiel Whist wegen seines Einflusses auf die Fähigkeit der Berechnung berühmt, und man kennt Männer von höchster Intelligenz, die ein scheinbar nicht zu erklärendes Vergnügen an diesem Spiel fanden, das Schachspiel jedoch als kleinlich verschmähten. Zweifellos gibt es nichts Ähnliches in der Art, was die analytischen Fähigkeiten so gründlich in Bewegung bringt. Der beste Schachspieler der gesamten Christenheit muß nichts weiter sein als eben der beste Schachspieler, die Tüchtigkeit beim Whist jedoch beinhaltet Fähigkeiten in allen anderen und wichtigeren Bereichen des Kampfes von Geist gegen Geist.

Mit „Tüchtigkeit“ meine ich das umfassende Verständnis aller Quellen, aus denen legitime Vorteile gezogen werden können. Diese sind nicht nur zahlreich, sondern auch äußerst vielfältig und verbergen sich in gedanklichen Gegenden, die dem durchschnittlichen Verstand kaum zugänglich sind.

Aufmerksam beobachten heißt, sich einzelner Details gut erinnern zu können, und diesbezüglich wird ein konzentrierter Schachspieler sich beim Whist sehr wohl hervortun, zumal die Regeln in ausreichendem Maße verständlich sind. Tatsächlich werden ein gutes Gedächtnis und die Einhaltung von Regeln im Allgemeinen sogar als die Summe aller Erfordernisse zu gutem Spiel angesehen.

Die Kunst des analytisch Denkenden erweist sich dagegen bei all jenem, was außerhalb der Regel liegt. Ganz in Ruhe macht er Beobachtungen und zieht daraus seine Schlüsse. Die Mitspieler werden es ihm gleichtun, und der Unterschied im Ausmaß der erhaltenen Informationen liegt nicht so sehr in der Gültigkeit der Schlußfolgerungen, als in der Qualität der Beobachtungen. Es geht darum zu wissen, was man beobachten soll. Unser Spieler legt sich hier keine Beschränkungen auf – nur weil das Spiel das Objekt seiner Beobachten darstellt, heißt das nicht, daß er seine Schlußfolgerungen nicht auch aus Dingen ziehen würde, die außerhalb des reinen Spiels liegen.

Er studiert den Gesichtsausdruck seines Vis-à-Vis, und vergleicht es sorgfältig mit dem der beiden Gegner. Er betrachtet sehr genau, wie die anderen ihre Karten in der Hand anordnen, nicht selten zählt er Trumpf um Trumpf, Honneur um Honneur allein über die einzelnen Blicke, die deren Besitzer darauf richten. Er verzeichnet jede Veränderung im Gesichtsausdruck, während das Spiel voranschreitet, und gründet seine Gedankengänge auf den vom Gesicht ablesbaren Ausdruck von Sicherheit, Überraschung, Triumph oder Bedauern.

Wie jemand einen Stich aufnimmt, verrät ihm, ob diese Person noch einen anderen in der selben Farbe aufnehmen kann. An der Mimik beim Abwerfen der Karten erkennt er zudem, ob ein Mitspieler eine Finte spielt. Ein zufälliges oder unabsichtlich hingeworfenes Wort, das versehentliche Ablegen oder Umdrehen einer Karte, zusammen mit der begleitenden Reaktion, das Zählen der Stiche, deren Anordnung, sowie Verlegenheit, Zögern, Eile, Bestürzung, alles dient der scheinbar intuitiven Erfassung des Spielzustandes.

Nachdem zwei oder drei Runden ausgespielt wurden, weiß er genau, was die anderen in der Hand haben, und legt von nun an seine Karten mit einer absoluten, so zielgerichteten Präzision ab, als hätten die Mitspieler ihr Blatt offengelegt.

Die Befähigung zur Analyse sollte nicht mit schlichter Klugheit gleichgesetzt werden, denn während der Analytiker notwendigerweise klug sein muß, ist der kluge Mensch nicht selten in hohem Maße unfähig zur Analyse. Die konstruierende, kombinatorische Kraft, durch welche sich Klugheit normalerweise zeigt, und der die Phrenologen (meiner Meinung nach irrigerweise) ein bestimmtes Organ zuordnen, da sie diese für eine angeborene Fähigkeit halten, ist so oft an Menschen beobachtet worden, deren Verstand an Schwachsinnigkeit grenzte, daß diese Tatsache bereits zahlreichen Schriftstellern als Gleichnis gedient hat.

Der Unterschied zwischen Klugheit und der Fähigkeit zur Analyse ist weitaus größer als der zwischen Phantasie und Einbildungskraft, obwohl er zugleich einer strikten Analogie folgt. Man wird in der Tat immer finden, daß die klugen Menschen viel Phantasie besitzen, und die mit wirklicher Einbildungskraft begabten stets Analytiker sind.

Die nun folgende Erzählung dürfte dem Leser in mancherlei Hinsicht als ein Kommentar zu den gerade vorgebrachten Behauptungen erscheinen.

Während meines Aufenthalts in Paris im Frühjahr und Sommer 18 . . lernte ich dort einen gewissen C. Auguste Dupin kennen. Dieser junge Herr gehörte einer guten, ja einer hochberühmten Familie an, war aber durch allerlei Mißgeschick derartig verarmt, daß er alle Energie, alles Streben verloren hatte. Durch die Nachsicht seiner Gläubiger blieb ihm noch ein kleiner Rest seines Erbes, und seine außerordentliche Sparsamkeit machte es ihm möglich, von den Zinsen zu existieren. Sein einziger Luxus bestand in Büchern, und diese sind ja in Paris leicht und billig zu beschaffen. Wir trafen uns zum erstenmal in einer obskuren Leihbibliothek der Rue Montmartre, woselbst uns der Zufall, daß wir beide nach einem und demselben seltenen und wertvollen Buche fragten, näher zusammenführte. Seitdem sahen wir uns häufiger. Ich nahm warmen Anteil an der kleinen Familiengeschichte, welche er mir mit all der Offenherzig-

keit eines Franzosen erzählte. Seine außerordentliche Belesenheit setzte mich in Erstaunen, und was die Hauptsache war, ich fühlte, wie an der lebendigen Frische, an der wilden Glut seiner Phantasie meine eigene Seele sich entflammete — ich fühlte, daß die Gesellschaft eines solchen Mannes für mich ein Schatz von unberechenbarem Wert sein würde, und gestand ihm dies offen ein. Schließlich kamen wir dahin überein, daß wir, so lange ich noch in der Stadt verweilte, zusammen wohnen wollten, und da meine Finanzen sich in besserer Ordnung befanden als die seinigen, so mietete ich in einem sehr abgelegnen Teile des Faubourg St. Germain ein altes, verfallenes Haus von groteskem Aussehen und möblierte dasselbe in einer Weise, wie sie unsrer phantastisch-düstern Gemütsstimmung zusagte.

Hätte die Welt erfahren, welche Art von Leben wir dort führten, sie würde uns für ein paar — allerdings harmlose — Verrückte gehalten haben. So aber bewahrten wir die strengste Abgeschlossenheit. Niemand besuchte uns; selbst meinen alten Bekannten blieb unser Wohnort unbekannt, und was Dupin betrifft, so war er schon seit Jahren für die Pariser verschollen. Kurz, wir lebten nur für uns selbst.

Zu den phantastischen Grillen meines Freundes — denn wie sollte ich es sonst nennen? — gehörte auch seine Schwärmerei für die Nacht, und ich, der ich mich mit vollständigem ‚*abandon*‘ all seinen bizarren Launen hingab, teilte dieselbe bald mit ihm. Wollte die dunkle Göttin nicht aus freien Stücken allezeit bei uns weilen, so konnten wir sie doch auf künstlichem Wege herbeirufen. Beim ersten Morgengrauen schlossen wir sämtliche schwere Fensterläden des alten Bauwerks, zündeten ein paar parfümierte Kerzen an, welche nur ein mattes, geisterhaftes Licht gaben, und versenkten unsre Seelen in Träumereien — lasen, schrieben oder plauderten, bis die Uhr uns verkündete, daß die wirkliche Nacht gekommen sei. Dann schlenderten wir Arm in Arm hinaus auf die Straßen, wo wir die Gespräche des Tages fortsetzten oder stundenlang weit umherstreiften, um inmitten der gespenstischen Schatten und Lichter

der Riesenstadt jene endlose Fülle geistiger Anregung zu suchen, welche ruhige Beobachtung zu bieten vermag.

Bei derartigen Ausflügen hatte ich wiederholt Gelegenheit, Dupins außerordentliches Analysier-Talent zu bewundern. Es schien ihm große Freude zu machen, wenn er dasselbe üben konnte, und er machte aus dieser Freude keinen Hehl. Unter leisem Kichern rühmte er sich, daß er den meisten Menschen, wie durch ein Fenster, in ihr Inneres blicken könne, und dann pflegte er alsbald den Beweis hierfür in der überraschendsten Weise zu liefern, indem er die Geheimnisse meines eigenen Herzens enthüllte. Zu solchen Zeiten schien er in tiefes Grübeln verloren — sein Blick war starr ins Innere gerichtet, seine sonst so vollklingende Tenorstimme verflog sich zu einem Diskant, welcher einen Anflug voll Mutwillen gehabt hätte, wenn die Worte nicht so bedächtig, so klar und deutlich gesprochen worden wären. Wenn ich ihn in solcher Stimmung beobachtete, dann kam mir oft die alte Philosophie von der zweiteiligen Seele in den Sinn, und ich ergötzte mich durch die Idee von einem doppelten Dupin — dem schaffenden und dem auflösenden. Ein Beispiel wird hier den Charakter, welchen seine Äußerungen zu solchen Zeiten trugen, am besten deutlich machen. Eines Nachts wandelten wir durch eine schmutzige Gasse in der Nähe des *Palais Royal*, und da wir beide unsern eigenen Gedanken nachhingen, so hatte während einer vollen Viertelstunde keiner von uns eine Silbe gesprochen. Da platzte Dupin ganz urplötzlich mit den Worten heraus:

«Es ist wahr, der Kerl hat eine sehr winzige Figur und würde besser auf das *Théâtre des Variétés* passen.»

«Ganz gewiß», antwortete ich unwillkürlich; denn in meiner Zerstreutheit war mir anfänglich die wunderbare Art, in welcher seine Bemerkung zu meinen Grübeleien stimmte, gar nicht ausgefallen. Um so größer war mein Erstaunen, als ich mich einen Moment später gesammelt hatte.

«Dupin», sagte ich sehr ernst, «das übersteigt meine Fassungskraft. Ich gestehe, daß ich starr bin vor Staunen und

kaum meinen Ohren trauen mag. Wie in aller Welt konnten Sie wissen, daß meine Gedanken gerade in diesem Augenblick bei —»

Hier hielt ich inne, um über allen Zweifel festzustellen, ob er wirklich wisse, an wen ich gedacht hatte.

«Bei Chantilly waren», sagte er. «Weshalb stocken Sie? Sie sagten sich soeben, daß seine kleine Gestalt ihn für die Tragödie untauglich mache.»

Das war genau mein Gedanke gewesen. Chantilly war ein ehemaliger Flickschuster aus der Rue St. Denis, der den Theatersparren bekommen und den Xerxes in Crebillons gleichnamiger Tragödie gespielt hatte, wofür er nun öffentlich verhöhnt wurde.

«Erklären Sie mir», rief ich aus, «um des Himmels willen, welche Methode Sie anwenden, um derartig in mein Innerstes zu blicken!»

«Es war der Obsthändler», versetzte mein Freund; «welcher Sie zu dem Schluß brachte, daß der einstige Flicker der Sohlen nicht die genügende Körperhöhe für Xerxes *et id genus omne* besitze.»

«Der Obsthändler? — ich verstehe Sie nicht; ich kenne gar keinen Obsthändler —»

«Der Mann, welcher gegen Sie rannte, als wir in diese Straße einbogen; es kann vor etwa einer Viertelstunde gewesen sein.» Jetzt besann ich mich in der Tat, daß ich beim Einbiegen aus der Rue — in die Gasse, wo wir uns eben befanden, von einem Obsthändler, welcher einen großen Korb mit Äpfeln auf dem Kopfe trug, beinahe umgerannt worden war. Was dies jedoch mit Chantilly zu tun haben sollte, vermochte ich nicht zu begreifen.

Dupin war jeder Art von *Charlatanerie* abhold. «Ich will es Ihnen erklären», sagte er sofort; «und damit Sie alles ganz deutlich verstehen, wollen wir zuerst Ihren Gedankengang von dem Moment, in welchem ich zu Ihnen sprach, bis zu dem Rencontre mit dem Obsthändler rückwärts verfolgen. Die Hauptstationen desselben sind folgende: Chantilly — Orion — Dr. Nichols — Epikur — die Stereotomie

— die Pflastersteine — der Obstmann.»

— Es dürfte wenige Personen geben, die sich niemals das Vergnügen gemacht haben, eine bestimmte Gedankenreihe Schritt für Schritt rückwärts zu verfolgen. Diese Bestätigung ist oft hochinteressant, und wer sich ihr zum erstenmal hingibt, staunt über die anscheinend maßlose Entfernung zwischen Ausgangs- und Endpunkt und über deren scheinbare Unvereinbarkeit. So war auch meine Verwunderung eine außerordentliche, als ich meinen Freund obige Worte sprechen hörte und mir doch eingestehen mußte, daß sie Wahrheit enthielten. Er fuhr fort:

«Wenn ich mich recht entsinne, hatten wir in der Rue — zuletzt über Pferde geplaudert. Dann bogen wir hinein, und ein Obsthändler mit einem großen Korbe auf dem Kopf, der hastig an uns vorübereilte, stieß Sie gegen einen Haufen Pflastersteine, die man, um den Fahrdamm an jener Stelle zu reparieren, dort zusammengetragen hatte. Sie traten auf einen der lose daliegenden Steine, rutschten aus, vertraten sich den Fuß ein wenig, machten ein verstimmtes Gesicht, murmelten etwas, sahen sich nach dem Haufen um und gingen dann schweigend weiter.

«Im Fortschreiten blieb Ihr Blick auf den Boden geheftet und Sie betrachteten die Löcher und ausgefahrenen Stellen noch immer mit trotziger Miene, bis wir an der kleinen, nach Lamartine benannten Seitengasse anlangten, welche man versuchsweise mit den neuen Blöcken gepflastert hat, die Übereinandergreifen und sich so gegenseitig festhalten. Hier klärte Ihre Miene sich auf — ich sah, daß Ihre Lippen sich bewegten, und war überzeugt, daß Sie das Wort ‚Stereotomie‘ murmelten, denn diesen Namen hat man ja unberechtigterweise der neuen Pflasterung gegeben.

«Nun wußte ich, daß Sie das Wort ‚Stereotomie‘ nicht aussprechen könnten, ohne von diesem auf ‚Atome‘ und dadurch auf die Atomenlehre des Epikur zu kommen — um so weniger, als wir erst unlängst über dessen Theorien debattiert hatten. Damals nun hatte ich Sie darauf aufmerksam gemacht, in wie hohem Maße die Vermutungen jenes edeln

Griechen durch die neuere Kosmogonie, namentlich durch die Untersuchungen des Dr. Nichols über Nebelflecke, ihre Bestätigung gefunden, und ich erwartete jetzt, daß Sie den Blick alsbald zu dem großen Ihnen bekannten Nebelfleck im Orion aufschlagen würden. Das taten Sie denn auch wirklich, und ich sah, daß ich bis dahin Ihrem Gedanken Schritt für Schritt gefolgt war. In jener bitterbösen Rezension aber, welche im gestrigen *Musée* über Chantilly erschien, hatte der Kritiker einige boshafte Anspielungen darauf gemacht, daß der Schuhmacher, als er selbst den Kothurn anzog, seinen Namen verändert habe, und bei der Gelegenheit einen lateinischen Vers zitiert, über welchen wir mehrfach miteinander gesprochen haben. Ich meine den Vers:

„Perdidit antiquum litera prima solum“

«Ich hatte Ihnen damals erzählt, daß mit diesem ersten Buchstaben, der seinen alten Laut verlor, das erste O in Orion gemeint sei, weil man anfänglich Urion geschrieben habe. Somit stand es für mich fest, daß Sie die Begriffe Orion und Chantilly miteinander verbinden mußten, und daß Sie es wirklich taten, ersah ich aus dem Lächeln, welches Ihre Lippen umspielte — Sie dachten an die literarische Abschachtung des armen Schusters.

«Bisher waren Sie nachlässig und gebückt einhergeschritten; jetzt aber richteten Sie sich in Ihrer ganzen Höhe empor, und nun wußte ich sofort, daß Sie an die zwerghafte Gestalt Chantillys dachten, und weckte Sie durch die Äußerung aus Ihren Grübeleien, daß er allerdings ein sehr kleiner Kerl sei und sich besser für das *Théâtre des Variétés* eignen würde.»

— Bald nach diesem Vorfall fesselte beim Durchlesen des Abendblattes der „*Gazette des Tribunaux*“ der hier folgende Artikel unsere Aufmerksamkeit: „Ein Doppelmord unter ganz außergewöhnlichen Umständen. — Diesen Morgen gegen drei Uhr wurden die Bewohner des Quartier St. Roch durch anhaltendes, entsetzliches Geschrei aus dem Schlafe geschreckt, welches anscheinend aus dem vierten Stock eines Hauses in der Rue Morgue drang, das nur von einer

Madame L'Esplanaye und deren Tochter, Fräulein Camille L'Esplanaye, bewohnt wird.

Nachdem man zuerst vergeblich versucht hatte, auf dem gewöhnlichen Wege Einlaß zu erlangen, wurde die Haustür mittelst eines Brecheisens erbrochen, und acht bis zehn von den Nachbarn drangen, von zwei Gendarmen begleitet, ein. Inzwischen hatte jenes Geschrei aufgehört; während aber die Leute die unterste Treppenflucht hinaufstürzten, konnten sie zwei oder mehrere rauhe, anscheinend mit einander streitende Stimmen unterscheiden, die gleichfalls von oben kamen. Sobald das zweite Stockwerk erreicht war, verstummten auch diese und alles blieb ruhig. Nun verteilten sich die Leute und eilten von Zimmer zu Zimmer. Als sie schließlich in einem geräumigen, nach hinten hinausliegenden Schlafgemach des vierten Stockes anlangten, dessen Tür von innen mittelst Schlüssels verschlossen war und ebenfalls aufgesprengt werden mußte, bot sich ihnen ein ebenso entsetzlicher wie staunenerregender Anblick.

„Das Zimmer befand sich in der wildesten Unordnung. Die Möbel waren zerbrochen und nach allen Richtungen umhergeworfen. Es stand nur eine einzige Bettstelle darin; das Bett war herabgerissen und mitten auf den Flur geworfen. Auf einem Stuhl lag ein mit Blut beschmiertes Rasiermesser. Im Kamin lagen zwei oder drei lange Strähnen grauen menschlichen Haares, die gleichfalls mit Blut befleckt und mit den Wurzeln ausgerissen worden waren. Auf den Dielen fand man vier Napoléons, einen Ohrring von Topas, drei große silberne Löffel, drei kleinere von Metall d'Alger, und zwei Beutel, die nahezu viertausend Francs in Gold enthielten. Die Schubfächer einer in der Ecke stehenden Kommode waren herausgezogen und allem Anschein nach teilweise geplündert, obwohl sich noch viele Gegenstände darin vorfanden. Unter dem Bette — nicht unter der Bettstelle — entdeckte man einen kleinen Kasten von Eisen; er war offen und der Schlüssel steckte noch darin; das Kästchen enthielt jedoch nichts weiter, als einige alte Briefe und andere wertlose Papiere.

„Von Madame L'Esplanaye war keine Spur zu finden; da man aber auf der Feuerstelle eine ungewöhnliche Quantität von Ruß gewahrte, so untersuchte man den Schornstein und — entsetzliche Entdeckung! — zog den Leichnam der Tochter aus demselben hervor, welcher mit dem Kopf nach unten eine ziemliche Strecke weit in die enge Öffnung hineingezwängt worden war. Die Leiche war noch warm, die Haut, ohne Zweifel durch das gewaltsame Hinaufzwängen und Herabreißen, vielfach zerschunden. Das Gesicht war stark zerkratzt, und am Halse fanden sich dunkle Flecke und tiefe Eindrücke von Fingernägeln, als ob eine Erwürgung vorhergegangen sei.

„Nachdem die Leute, ohne mehr entdecken zu können, das ganze Haus durchsucht hatten, gelangten sie in einen kleinen gepflasterten Hof an der Rückseite des Gebäudes und fanden hier die Leiche der älteren Dame, welcher der Hals so vollständig durchschnitten war, daß beim ersten Versuch, sie aufzuheben, der Kopf abfiel. Kopf und Rumpf waren in so fürchterlicher Weise verstümmelt, daß sie kaum noch einen menschenähnlichen Anblick boten.

Bis jetzt fehlt, so viel uns bekannt, noch jeder Schlüssel zu diesem entsetzlichen Geheimnis.“

Die nächste Nummer des Blattes brachte noch folgende Einzelheiten: „Das Trauerspiel in der Rue Morgue. — Viele Zeugen sind bezüglich dieses außerordentlichen Vorfalles vernommen worden, ohne daß dadurch mehr Licht in das rätselhafte Dunkel desselben gekommen wäre. Wir lassen hier die Aussagen im wesentlichen folgen:

PAULINE DUBOURG, Wäscherin, erklärt, beide Verstorbenen seit drei Jahren gekannt zu haben, da sie während dieser ganzen Zeit die Wäsche für dieselben besorgt hat. Die alte Dame und ihre Tochter lebten im besten Einverständnis und waren einander herzlich zugetan. Bezahlten gut und pünktlich. Weiß nicht, wie, noch wovon sie lebten. Glaubt, daß Madame L. für Geld wahrsagte. Dieselbe stand in dem Rufe, Geld beiseite gelegt zu haben. Zeugin ist in dem Hause niemals einer dritten Person begegnet. Weiß be-

stimmt, daß kein Dienstbote dort war. Nur das vierte Stockwerk des Hauses schien möbliert zu sein.

PIERRE MOREAU, Tabakhändler, sagt aus, daß er bei Madame L'Españaye seit nahezu vier Jahren kleine Quantitäten von Rauch- und Schnupftabak verkauft habe. Ist in der Nachbarschaft geboren und hat beständig dort gewohnt. Die Verstorbene und ihre Tochter hatten das Haus seit länger als sechs Jahren inne; vorher bewohnte es ein Juwelier, welcher die oberen Räume zu vermieten pflegte. Das Haus war das Eigentum der Madame L. Ärgerlich über mancherlei durch den Mieter verursachte Beschädigungen, bezog sie es später selbst und wollte keinen Teil desselben mehr vermieten. Die alte Frau war bereits kindisch. Zeuge hat die Tochter während der sechs Jahre etwa fünf- oder sechsmal gesehn. Beide lebten außerordentlich zurückgezogen und galten für wohlhabend. Zeuge hat die Nachbarn munkeln hören, Madame L. sei eine Wahrsagerin, hat dies aber nicht geglaubt. Hat nie einen Fremden das Haus betreten sehn, ausgenommen ein- oder zweimal einen Lastträger, und acht- oder zehnmal einen Arzt.

Ganz ähnlich lauteten viele Aussagen von Nachbarn. Niemand wußte, ob Verwandte oder Bekannte von Madame und Fräulein L. existierten. Die Läden der vorderen Fenster wurden nur selten geöffnet; diejenigen nach hinten heraus waren, mit Ausnahme jenes großen Schlafzimmers im vierten Stock, beständig verschlossen. Das Haus war in gutem Zustand und nicht allzu alt.

ISIDORE MUSÈT, Gendarm, gibt an, daß er gegen drei Uhr morgens nach dem Hause gerufen wurde und hieran zwanzig oder dreißig Personen antraf, welche einzudringen versuchten. Sprengte schließlich die Tür mittelst eines Bajonetts — nicht einer Brechstange — auf, was ihm nicht allzuschwer wurde, da die Tür eine doppelte und weder oben noch unten der Riegel vorgeschoben war. Das Geschrei dauerte fort, bis die Tür offen war, und verstummte dann plötzlich. Es waren laute, langgezogene Töne, die wie Schmerzensrufe klangen und von einer oder mehr Personen her-

rühren konnten. Zeuge ging die Stiege hinauf voran. Im ersten Stockwerk angelangt, hörte er zwei Stimmen, die sich laut und heftig zu zanken schienen — die eine rauh, die andere viel höher, gellender — eine ganz fremdartige Stimme. Konnte von der ersteren, welche diejenige eines Franzosen war, einige Worte verstehen. Weiß bestimmt, daß es keine Frauenstimme war. Verstand die Worte: ‚*sacré*‘ und ‚*diable*‘. Die gellende Stimme gehörte einem Ausländer an. Weiß nicht sicher, ob einem Manne oder einer Frau. Konnte das Gesagte nicht verstehen, hielt die Sprache aber für spanisch.

HENRI DUVAL, einer der Nachbarn, seines Zeichens Silberschmied, bezeugt, daß er einer der ersten war, welche das Haus betraten. Bestätigt im ganzen die Aussage Musèts. Sobald sie eingedrungen waren, schlossen sie die Haustür wieder, um die Menschenmenge zurückzuhalten, welche sich trotz der Nachtzeit schnell angesammelt hatte. Dieser Zeuge hält die gellende Stimme für diejenige eines Italieners. Ist überzeugt, daß es nicht französisch war. Kann nicht bestimmt behaupten, daß es eine männliche Stimme gewesen. Die italienische Sprache ist ihm unbekannt. Konnte keine Worte unterscheiden, schließt aber mit Sicherheit aus dem Accent, daß der Sprecher ein Italiener war. Kannte Madame L. und ihre Tochter; hatte sich wiederholt mit beiden unterhalten. Weiß mit Bestimmtheit, daß die gellende Stimme keiner der beiden Verstorbenen angehörte.

ODENHEIMER, Restaurateur. — Dieser Zeuge stellte sich freiwillig. Da er nicht französisch spricht, muß ein Dolmetscher herbeigerufen werden. Ist in Amsterdam geboren. Ging gerade am Hause vorüber, als die Schreie ertönten. Dieselben hielten wohl zehn Minuten lang an. Sie waren langgedehnt und laut — klangen schrecklich und herzzerreißend. Gehörte ebenfalls zu denen, welche in das Haus eindrangen. Bestätigt die vorige Aussage in allen Punkten, ausgenommen, daß er bestimmt behauptet, die gellende Stimme sei diejenige eines Mannes und zwar eines Franzo-

sen gewesen. Konnte keine einzelnen Worte unterscheiden. Dieselben wurden jedoch laut, schnell und ungleichmäßig ausgestoßen. Konnten ebensowohl Angst ausdrücken, wie Zorn. Die Stimme klang harsch — viel weniger gellend, als harsch, kann dieselbe nicht als „gellend“ bezeichnen. Die rauhe Stimme sagte mehrmals: ‚*sacré*‘, ‚*diable*‘, und einmal ‚*mon dieu*‘.

JULES MIGNAUD, Bankier, von der Firma Mignaud & Fils, Rue Deloraine. — Zeuge ist der ältere Mignaud. Madame L. Espanaye besaß einiges Vermögen. Hatte seit acht Jahren ein Konto in seinem Geschäft. Deponierte häufig kleine Summen. Hatte früher nie darauf gezogen, bis sie drei Tage vor ihrem Tode persönlich 4000 Francs entnahm. Dieselben wurden ihr in Gold ausgezahlt und einem Sekretär mitgegeben, welcher das Geld trug.

ADOLPHE LE BON, Sekretär bei Mignaud & Fils, bekundet, daß er an dem genannten Tage, gegen Mittag, Madame L’Espanaye mit den 4000 Francs, welche sich in zwei Beuteln befanden, nach Hause begleitete. An der Hanstür kam ihnen Fräulein L. entgegen und nahm ihm den einen Beutel ab, die alte Dame den anderen. Dann empfahl er sich und ging. Sah zur Zeit niemand in der Straße. Es ist eine Seitengasse und sehr menschenleer.

WILLIAM BIRD, Schneider, erklärt, daß er sich unter den Leuten befand, welche in das Haus drangen. Ist ein Engländer. Hat zwei Jahre in Paris gelebt. Hörte die sich zankenden Stimmen. Die rauhe Stimme war diejenige eines Franzosen. Verstand mehrere Worte, hat dieselben aber jetzt zum Teil wieder vergessen. Hörte deutlich ‚*sacré*‘ und ‚*mon dieu*‘. Vernahm gleichzeitig ein Geräusch, als wenn mehrere miteinander rängen — ein Gebalge und Gescharre. Die gellende Stimme war sehr laut, lauter als die rauhe. Weiß bestimmt, daß es nicht die Stimme eines Engländers war. Dieselbe klang mehr wie deutsch. Kann eine Frauenstimme gewesen sein. Zeuge versteht nicht deutsch.

Vier von den oben genannten Zeugen werden nochmals aufgerufen und sagen aus, daß die Tür des Zimmers, in

welchem Fräulein L's. Leiche sich befand, von innen verschlossen gefunden wurde. Alles war still, als sie eintraten — kein Stöhnen, kein Geräusch irgendwelcher Art zu hören — niemand zu sehen. Die Fenster, sowohl im Hinter- wie im Vorderzimmer, waren zu und von innen fest verschlossen. Es waren keine Flügel-, sondern Schiebefenster. Die Tür, welche beide Gemächer miteinander verbindet, war zu, aber nicht verschlossen. Diejenige, welche vom Vorderzimmer nach dem Flur führt, war gleichfalls von innen verschlossen. Der Schlüssel steckte auch hier, wie in derjenigen des Schlafgemaches. Ein kleineres Zimmer in demselben Stockwerk, nach vorn heraus, stand offen. Dasselbe war mit alten Betten, Kisten und Kasten voll gepackt. Jeder Zollbreit des ganzen Hauses wurde auf das sorgfältigste durchforscht, jeder Schornstein mit Fegern untersucht. Das Haus hatte vier Stockwerke und darüber eine Mansarde. Eine auf dem Dache befindliche Falltür war fest vernagelt und allem Anschein nach seit Jahren nicht mehr geöffnet worden. Die Zeit, welche zwischen dem Gezänk und dem Erbrechen der Stubentür verstrich, wird von den Zeugen verschieden angegeben; einige meinen, es seien drei, andere, es seien fünf Minuten gewesen. Die Tür ging schwer zu öffnen.

ALFONSO GARCIO, Leichenbesorger, bezeugt, daß er in der Rue Morgue wohne. Ist Spanier von Geburt. War ebenfalls mit den übrigen im Hause. Ging nicht die Treppe hinauf. Ist nervenschwach und fürchtete die Folgen der Aufregung. Hörte die zankenden Stimmen. Die rauhe war diejenige eines Franzosen. Konnte keine einzelnen Worte unterscheiden. Die gellende Stimme war bestimmt diejenige eines Engländers. Versteht die englische Sprache nicht; schließt nur aus dem Accent.

ALBERTO MONTANI, Konditor, bekundet, daß er sich unter den vordersten befand, welche die Treppen hinaufeilten. Hörte die Stimmen. Die rauhe Stimme sprach französisch. Verstand mehrere Worte. Es klang, als ob der Sprecher jemand heftige Vorwürfe machte. Konnte den anderen — mit

der gellenden Stimme — kein Wort verstehn. Dieser sprach schnell und ungleichmäßig. Glaubt, daß es ein Russe gewesen sein muß. Bestätigt im ganzen das Zeugnis der anderen. Zeuge ist Italiener und hat sich noch nie mit einem Russen unterhalten.

Nach nochmaligem Aufruf erklären mehrere Zeugen, daß sämtliche Schornsteine des vierten Stockwerks zu eng seien, um ein menschliches Wesen hindurchzulassen. Unter Fegern verstehen sie cylindrisch geformte Bürsten, wie solche von den Schornsteinkehrern benutzt werden. Jeder Rauchabzug im ganzen Hause wurde mittelst dieser Kehrbesen untersucht. Ein zweiter Flur oder Ausgang, durch welchen irgend jemand hätte entkommen können, während die Leute die Treppen hinaufdrangen, ist nicht vorhanden. Die Leiche des Fräulein L'Esplanade war so fest in den Kamin eingekeilt, daß sie erst herabgeholt werden konnte, nachdem vier oder fünf Männer gleichzeitig daran zogen.

PAUL DUMAS, Arzt, erklärt, daß er gegen Tagesanbruch zur Besichtigung der Leichen herbeigerufen wurde. Beide lagen auf dem Strohsack in der Bettstelle des Schlafgemaches, in welchem Fräulein L. gefunden worden war. Der Körper der jungen Dame zeigte viele Beulen und Hautabschürfungen, die sehr wohl bei dem gewaltsamen Hinaufzwängen in den Kamin entstanden sein konnten. Der Hals war vielfach verletzt. Gerade unterhalb des Kinns zeigten sich tiefe Kratzwunden, sowie eine Anzahl schwarzblauer Stellen, augenscheinlich Fingereindrücke. Die Gesichtsfarbe war entsetzlich entstellt und die Augäpfel traten hervor. Die Zunge war zum Teil durchbissen. An der Magengrube entdeckte er eine umfangreiche Beule, dem Anscheine nach durch den Druck eines Knies erzeugt. Nach Ansicht des Zeugen war Fräulein L. erwürgt worden. Die Leiche der Mutter war entsetzlich verstümmelt. Sämtliche Knochen des rechten Armes und Beines waren zerschmettert. Das linke Schienbein und alle Rippen der linken Seite waren zersplittert, der ganze Körper war auf das schrecklichste mit Beulen bedeckt und entfärbt. Kann nicht sagen, in

welcher Weise die Verletzungen beigebracht wurden. Eine wuchtige Holzkeule, eine breite Eisenstange — ein Stuhl oder irgend sonst ein großes, schweres, stumpfes Werkzeug könne, von einem starken Mann geführt, ähnliche Wirkungen Hervorbringen. Eine Frau könne solche Schläge unmöglich geführt haben. Der Kopf der Verstorbenen war, als Zeuge ihn sah, ebenfalls zerschmettert und total vom Rumpfe getrennt. Die Kehle mußte mittelst eines scharfen Instrumentes, wahrscheinlich eines Rasiermessers, durchschnitten worden sein.

ALEXANDRE ETIENNE, Wundarzt, wurde mit Herrn Dumas gleichzeitig zur Leichenschau gerufen. Bekräftigt das Zeugnis des vorigen. Obgleich noch mehrere andere Personen verhört wurden, stellte sich weiter nichts von Belang heraus. Noch nie ist in Paris ein so mysteriöser, ein so nach allen seinen Einzelheiten rätselhafter Mord verübt worden — wenn überhaupt ein Mord vorliegt. Die Polizei tappt vollständig im Dunkeln.“

Das Abendblatt brachte die Meldung, daß im Quartier St. Roch noch immer die größte Aufregung herrsche, daß man die Lokalität nochmals sorgfältig untersucht, neue Zeugen vernommen, aber nicht das Geringste dadurch zu Tage gebracht habe. Eine Nachschrift fügte dann noch hinzu, daß Adolphe Le Bon verhaftet worden sei, obwohl außer dem bereits Bekannten weiter nichts gegen ihn vorliege.

Dupin schien sich ungemein für diese Angelegenheit zu interessieren; doch schloß ich dies nur aus seinem Benehmen, denn er enthielt sich aller Bemerkungen über dieselbe. Erst nachdem die Verhaftung Le Bons bekannt wurde, fragte er mich nach meiner Meinung.

Ich antwortete ihm, daß ich nur mit ganz Paris übereinstimme, indem ich die Sache für ein unlösbares Rätsel halte, denn ich sähe keine Möglichkeit, dem Mörder nachzuspüren.

«Man darf die Möglichkeit nicht nach einer oberflächlichen Untersuchung, wie eine solche hier vorliegt, beurteilen», erwiderte Dupin. «Die wegen ihres Scharfsinns so

hochgepriesne Pariser Polizei ist verschlagen, aber weiter auch nichts. Sie geht nicht methodisch vor, sondern handelt lediglich, wie es der Moment ihr eingibt. Sie macht viel Wesens von ihren Maßnahmen, aber diese passen oft so schlecht zu dem vorgesezten Zweck, daß sie einen an Monsieur Jordain erinnern, wenn er nach seinem Schlafrock verlangt — *pour mieux entendre la musique*! Sie gelangt nicht selten zu staunenerregenden Resultaten, aber in den meisten Fällen nur durch Eifer und Unermüdlichkeit. Wo diese Eigenschaften nicht ausreichen, bleiben ihre Pläne erfolglos. Vidocq z. B. hatte einen richtigen Treffer und große Ausdauer. Aber da er nicht logisch zu denken gelernt hatte, irrte er fast beständig, und zwar gerade durch sein allzuheftiges Darauflosforschen. Er schädigte seine Sehkraft, indem er sich das Objekt zu dicht vor die Augen hielt. Er sah vielleicht diesen oder jenen Punkt mit außerordentlicher Klarheit, aber indem er so tat, verlor er die Angelegenheit als Ganzes aus den Augen. Er war in der Tat allzu verschmitzt, allzu gründlich. Die Wahrheit liegt nicht immer auf dem tiefsten Grunde — im Gegenteil, insofern es sich um Sachen von Wichtigkeit handelt, suche ich sie sogar stets auf der Oberfläche. Durch übertriebne Gründlichkeit verwirren und schwächen wir nur unsre Gedanken.

«Was nun den vorliegenden Fall betrifft, so wollen wir ihn vorerst selber prüfen, ehe wir uns eine Ansicht darüber bilden. Die Untersuchung wird uns Vergnügen bereiten» (— ich hielt diesen Ausdruck für nicht ganz passend, sagte jedoch nichts davon —) «und zudem hat Le Bon mir einmal einen Dienst erwiesen, für den ich ihm gern dankbar wäre. Lassen Sie uns die Lokalität einmal selbst in Augenschein nehmen. Ich kenne G—, den Polizei-Präfekten, und werde die nötige Erlaubnis ohne Mühe erhalten.»

Dies geschah, und wir brachen alsbald nach der Rue Morgue auf. Sie gehört zu jenen elenden Gassen, welche zwischen der Rue Richelieu und der Rue St. Roch liegen. Es war schon nahezu Abend, als wir dort anlangten. Das Haus war nicht zu verfehlen, denn noch immer standen müßige

Gaffer auf dem gegenüberliegenden Seitenwege und starrten die geschlossnen Fensterläden an. Ehe wir eintraten, gingen wir durch ein Nebengäßchen um das Gebäude herum nach dessen Rückseite, und Dupin untersuchte alles mit einer mir völlig zwecklos erscheinenden Sorgfalt. Wieder an der Haustür angelangt, klingelten wir, zeigten unsre Erlaubniskarte und wurden von den beaufsichtigenden Beamten eingelassen. Wir stiegen die Treppen hinauf und begaben uns in das Zimmer, in welchem die Leiche des jungen Mädchens gefunden worden war. Beide Opfer lagen noch dort, und auch die Unordnung war, wie in solchen Fällen üblich, genau dieselbe geblieben. Ich konnte nichts sehen, als was ich bereits durch den Artikel in der „*Gazette des Tribunaux*“ erfahren hatte. Dupin untersuchte alles, auch die Körper der Ermordeten, auf das genaueste. Dann betraten wir, stets von einem Gendarmen begleitet, die übrigen Gemächer und schließlich den Hof. Als wir mit allem fertig waren und uns entfernten, war es bereits dunkel. Auf dem Heimwege trat mein Begleiter in die Expedition einer täglich erscheinenden Zeitung ein, wo er nur wenige Minuten verblieb.

Ich sagte bereits, daß der Launen meines Freundes Legion war und daß ich — daß je les menageais — ich kenne in unserer Sprache kein entsprechendes Wort. Diesmal nun beliebte es ihm, einstweilen jede den Mord betreffende Unterhaltung abzulehnen. Erst am folgenden Mittag fragte er mich ganz plötzlich, ob ich an dem Schauplatz des Verbrechens nicht etwas Eigentümliches bemerkt habe.

Das Wort „eigentümlich“ betonte er so seltsam, daß ich unwillkürlich zusammenschauderte, ohne recht zu wissen, warum.

«Nein, nichts Eigentümliches», entgegnete ich; «wenigstens nicht mehr, als was wir beide in der Zeitung gelesen haben.»

«Ich fürchte, der ‚*Gazette*‘ ist das Entsetzliche, Grauenhafte dieses Ereignisses nicht genügend klar geworden», gab er zurück. «Doch genug von den müßigen Betrachtun-

gen dieses Blattes. Mir kommt es vor, als halte man dieses Rätsel gerade aus demjenigen Grunde für unlösbar, welcher dasselbe erst recht leicht lösbar macht — ich rede von dem outrierten Charakter, welchen alles trägt. Die Polizei ist bestürzt, weil anscheinend das Motiv fehlt — nicht sowohl zu dem Morde selbst, als zu der scheußlichen Weise, in welcher der Mord vollbracht wurde. Sie zerbricht sich ferner den Kopf, weil es ihr unmöglich erscheint, die im Streit begriffenen Stimmen mit der Tatsache zu vereinbaren, daß außer dem ermordeten Mädchen niemand oben gefunden wurde und es dennoch keinen Ausgang gab, durch welche ein Mensch hätte entkommen können, ohne von den Eindringenden bemerkt zu werden. Die wüste Unordnung im Zimmer, der mit dem Kopf nach unten in den Rauchfang gezwängte Körper, die gräßliche Verstümmelung der anderen Leiche — alles das kommt hinzu, um ihre Geisteskräfte total zu lähmen, weil es ihren so hochgepriesenen ‚Scharfsinn‘ zuschanden werden laßt. Sie ist in den groben, aber alltäglichen Irrtum verfallen, das Ungewöhnliche mit dem Unbegreiflichen zu verwechseln. Aber eben durch diese Abweichungen von der gewöhnlichen Bahn wird es dem Verstande möglich, den Weg zur Wahrheit zu finden. Bei derartigen Nachforschungen sollte man nicht sowohl fragen: ‚Was ist geschehen?‘, als: ‚Was ist geschehen, das vordem noch niemals geschah?‘ Glauben Sie mir, die Leichtigkeit, mit welcher ich zur Lösung dieses Rätsels gelangt bin, steht im direkten Verhältnis zu der Unlösbarkeit, welche es in den Augen der Polizeibeamten kennzeichnet.»

Sprachlos vor Verwunderung starrte ich ihn an.

«Ich erwarte soeben jemand», fuhr er mit einem Blick auf unsre Stubentür fort, «der, obwohl er mutmaßlich jene Schlächterei nicht selbst ausführte, dennoch bis zu einem gewissen Grade in dieselbe verwickelt sein muß. An dem schlimmsten Teil der begangnen Greuelthat trägt er aller Wahrscheinlichkeit nach keine Schuld. Ich hoffe, daß diese Mutmaßung richtig ist, denn auf sie baue ich die Erwartung, bald das ganze Geheimnis enthüllen zu können. Ich

erwarte den Mann hier in diesem Zimmer — er kann jeden Augenblick eintreten. Mag sein, daß er nicht kommt, aber die Wahrscheinlichkeit ist, daß er kommt. Im letztem Falle müssen wir ihn festhalten. Hier sind Pistolen — wir wissen ja beide sie zu gebrauchen, wenn die Notwendigkeit es erheischen sollte.»

Kaum wissend was ich tat, noch was ich von dem Gehörten denken sollte, nahm ich die Pistolen, während Dupin wie in einem Selbstgespräch fortfuhr. Ich erwähnte bereits das zerstreute Wesen, welches ihm bei solchen Gelegenheiten eigen war. Seine Rede schien an mich gerichtet, und doch klangen die Worte, ohne im geringsten laut gesprochen zu werden, als seien sie aus eine große Entfernung berechnet. Sein Blick heftete sich ausdruckslos an die Zimmerwand.

«Die Zeugenaussagen haben zur Genüge bewiesen», sagte er, «daß jene mit einander hadernden Stimmen nicht diejenigen der beiden Frauen waren. Damit fällt gleichzeitig die Annahme, Madame L'Esplanaye könne ihre Tochter getötet und darauf Selbstmord begangen haben. Ich erwähne dies lediglich der Methode halber, denn die alte Frau hätte nimmermehr die Kraft besessen, den Leichnam der Tochter in der uns bekannten Weise den Rauchfang hinaufzuschieben, und die Natur der an ihrem eigenen Körper gefundenen Wunden schließt die Möglichkeit eines Selbstmordes aus. Folglich hat eine dritte Partei den Mord begangen, und die zankende Stimme dieser dritten Partei war es, welche man beim Hinaufgeilen hörte. Ich komme jetzt — nicht etwa zu dem ganzen, jene Stimmen betreffenden Zeugnis, sondern zu dem, was bei diesem Zeugnis eigentümlich war. Ist Ihnen nichts Eigentümliches darin aufgefallen?»

Ich bemerkte, daß allerdings die Meinungen in Bezug auf die gellende, oder wie einer sie bezeichnet hatte, die harsche Stimme sehr geteilt gewesen seien, während doch alle darin übereingestimmt hätten, daß die rauhe Stimme einem Franzosen gehört habe.

«Das war das Zeugnis selbst, nicht aber seine Eigentüm-

lichkeit.» entgegnete Dupin. «Sie haben nichts Auffallendes bemerkt, und doch liegt etwas derartiges vor. Wie Sie richtig sagen, waren die Zeugen sämtlich einig über die rauhe Stimme. Die Eigentümlichkeit ihrer Aussagen über die gellende Stimme jedoch liegt nicht darin, daß sie uneins waren, sondern darin, daß ein Italiener, ein Engländer, ein Spanier, ein Holländer und ein Franzose dieselbe für ausländisch erklärten — daß jeder von ihnen bestimmt behauptete, dieselbe habe keinem Landsmann von ihm gehört, vielmehr alle aussagten, sie habe eine ihnen unbekannt Sprache gesprochen. Der Franzose hält sie für die Stimme eines Spaniers, kennt aber selbst die spanische Sprache nicht. Der Holländer besteht darauf, sie sei diejenige eines Franzosen gewesen; wir hören aber gleichzeitig, daß ein Dolmetscher herbeigerufen werden muß, weil dieser Zeuge nicht französisch spricht. Dem Engländer klang es wie deutsch, aber 'Zeuge versteht nicht deutsch'. Der Spanier erklärt es 'bestimmt für englisch, ,versteht aber die englische Sprache nicht und schließt nur aus dem Accent'. Der Italiener glaubt, daß es ein Russe gewesen sein muß, hat sich aber 'noch nie mit einem Russen unterhalten'. Noch mehr: ein zweiter Franzose behauptet, abweichend von dem ersteren, es sei italienisch gewesen; da ihm aber die italienische Sprache unbekannt, schließt er — wie der Spanier — nur aus dem Accent'. Wie seltsam, wie ungewöhnlich muß nun jene Stimme geklungen haben, in deren Tönen fünf Vertreter der Hauptnationen Europas nichts Bekanntes finden konnten! Sie werden sagen: 'Es wird ein Asiat gewesen sein oder ein Afrikaner'. Nun sind zwar Asiaten und Afrikaner in Paris sehr selten, indes lassen Sie mich hiervon absehen und vorerst Ihre Aufmerksamkeit auf drei verschiedene Punkte richten:

«Der eine Zeuge nennt die Stimme 'harsch — viel weniger gellend als harsch'. Zwei andere bezeichnen dieselbe als 'schnell und ungleichmäßig'. Kein einziger von allen vermag irgend ein Wort oder auch nur einen wortähnlich klingenden Laut zu unterscheiden. «Ich weiß nicht», fuhr

Dupin fort, «welchen Eindruck ich bis dahin auf Ihr Verständnis gemacht habe, aber ich stehe nicht an zu behaupten, daß die aus diesem Teil der Zeugenaussagen gezogenen berechtigten Schlußfolgerungen schon an und für sich genügen, um einen Verdacht zu erwecken, der allen weiteren Nachforschungen eine bestimmte Richtung gibt. Wenn ich von 'berechtigten Schlußfolgerungen' sprach, so meinte ich damit jene einzig richtigen, aus welchen der erwähnte Verdacht unvermeidlich entspringen muß. Welcher Art dieser ist, bleibe vorläufig noch unausgesprochen; ich wollte Sie nur darauf aufmerksam machen, daß er stark genug war, um meinen Untersuchungen im Zimmer selbst eine bestimmte Tendenz zu verleihen.

«Kehren wir nun im Geiste noch einmal zu jenem Zimmer zurück. Wonach haben wir dort zuerst zu suchen? Nach den Auswegen, welche die Mörder benutzten. Keiner von uns glaubt an übernatürliche Erscheinungen — Madame und Fräulein L'Españaye können nicht durch Geister umgebracht worden sein. Die Täter waren materielle Wesen und entkamen auf materielle Weise. Aber wie? Glücklicherweise gibt es hier nur einen einzigen Weg, auf welchem wir folgern können, und dieser muß uns zu einer bestimmten Entscheidung führen. Untersuchen wir nun die möglichen Auswege im einzelnen. Es steht fest, daß die Mörder sich in diesem, oder mindestens doch im anstoßenden Zimmer befanden, als die Leute die Treppe heraufdraugen; wir haben somit nur allein nach den Auswegen aus diesen beiden Piècen zu suchen.

«Die Polizei hat Dielen, Zimmerdecken und Zimmerwände geprüft — ein geheimer Ausgang würde ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen sein. Trotzdem traute ich ihren Augen nicht, sondern untersuchte mit meinen eigenen und fand wirklich, daß keine geheimen Auswege vorhanden waren. Beide aus diesen Zimmern auf den Hausflur führende Türen waren von innen fest verschlossen und die Schlüssel steckten. Wir kommen jetzt zu den Schornsteinen. Dieselben bieten, obwohl im untern Teile von gewöhnlicher Wei-

te, oben nicht Raum genug für eine größere Katze. Da also hier ein Entkommen absolut unmöglich war, bleiben uns nur noch die Fenster. Durch diejenigen der vorderen Stube konnte niemand entschlüpfen, ohne von der inzwischen auf der Straße versammelten Volksmasse gesehen zu werden. Die Mörder müssen also diejenigen des Hinterzimmers benutzt haben. Sind wir aber einmal in so unzweideutiger Weise zu diesem Schluß gelangt, so dürfen wir ihn nicht angesichts der scheinbaren Unmöglichkeit verwerfen, sondern haben einfach nachzuweisen, daß diese scheinbare Unmöglichkeit in Wirklichkeit gar nicht vorliegt.

«In dem Schlafgemach befinden sich zwei Fenster. Das eine ist nicht durch Möbel verstellt und in allen Teilen sichtbar. Der untere Teil des andern wird durch die kolossale Bettstelle verdeckt, welche mit ihrem hohen Kopfende dicht an dasselbe herangeschoben ist. Das erstere fand man von innen fest verwahrt; die Leute wendeten vergebens ihre ganze Kraft an, um die untere Hälfte — Sie entsinnen sich, daß es Schiebefenster sind — in die Höhe zu heben. An seiner linken Seite war mit einem großen Bohrer ein Loch in den Rahmen gebohrt worden, und in diesem steckte, beinahe bis an den Kopf hineingeschoben, ein Nagel von ungewöhnlicher Stärke. Als man darauf das andere Fenster untersuchte, sah man einen eben solchen Nagel in ähnlicher Weise darinstecken, und ein kraftvoller Versuch, dasselbe in die Höhe zu schieben, schlug gleichfalls fehl. Die Polizei war nun überzeugt, daß auch auf diesem Wege an ein Entrinnen nicht zu denken sei, und hielt es deshalb für überflüssig, die Nägel herauszuziehen und die Schieber zu öffnen.

«Meine Untersuchung war nun etwas schärfer, denn ich folgerte so — a posteriori: Die Mörder sind aus einem dieser beiden Fenster entkommen, mithin können sie dieselben nicht von innen befestigt haben. Die Schieber waren aber dennoch in dieser Weise befestigt, folglich muß eine Vorrichtung vorhanden sein, mittelst welcher dieselben sich von selbst schließen; dieser Schluß war unvermeidlich. Ich

trat also an das freiliegende Fenster, zog mit einiger Mühe den Nagel heraus und versuchte die untere Hälfte hochzuschieben. Wie ich erwartet hatte, widerstand sie allen meinen Allstrebungen. Ich wußte jetzt, daß eine geheime Feder existieren müsse, und diese Bekräftigung meiner Annahme überzeugte mich, daß meine Prämissen zumindes- tens richtig seien, so unerklärlich auch die Sache mit den Nägeln mir noch immer blieb. Nach sorgfältigem Suchen fand ich denn auch die verborgene Feder, drückte darauf, und unterließ, mit meiner Entdeckung zufrieden, das Öff- nen dieses Fensters.

«Nun tat ich den Nagel wieder an seine Stelle und be- trachtete ihn nachdenklich. Eine durch dieses Fenster hin- aussteigende Person konnte dasselbe wieder hinter sich zufallen lassen. Dann würde allerdings die Feder einge- schnappt sein, aber der Nagel konnte unmöglich wieder in die Öffnung gesteckt werden. Dadurch verengerte sich abermals das Feld meiner Nachforschungen — die Mörder mußten durch das andere Fenster entkommen sein. Ange- nommen nun, daß die Feder dort dieselbe war, was doch wahrscheinlich erschien, so mußte sich ein Unterschied in den Nägeln oder doch in der Art ihrer Befestigung vorfin- den. Ich stieg auf die Bettstelle, betrachtete, mich über de- ren Kopfende beugend, den zweiten Fensterrahmen genau und entdeckte dort die nämliche Feder. Dann sah ich nach dem Nagel. Er erschien ebenso stark wie der erstere und allem Anschein nach ganz wie dieser bis nahe an den Kopf in die Öffnung gesteckt.

„Wenn Sie etwa glauben, ich sei nun verblüfft geworden, dann haben Sie den Charakter meiner Induktionen völlig mißverstanden. Ich hatte dem Geheimnis bis zur letzten Station nachgespürt, und diese letzte Station war eben der Nagel. Ich sagte, daß derselbe ganz genau so aussah, wie sein Gegenstück in dem andern Fenster; aber diese Tat- sache war, so entscheidend sie auch scheinen mochte, für mich absolut wertlos, wenn ich sie mit der Überzeugung zusammenhielt, daß hier der Schlüssel zum Rätsel steckte.

Mit diesem Nagel muß etwas nicht in Ordnung sein', sagte ich mir. Ich berührte ihn und behielt den Kopf samt einem wenige Linien langen Stückchen Schaftes in den Fingern, während der Rest des letztern in dem Bohrloche blieb, wo er schon vor längerer Zeit abgebrochen sein mußte, denn die Bruchstäche war zum Teil verrostet. Nun steckte ich das vordere Stück wieder sorgfältig an seinen Platz, drückte auf die Feder und schob den Fensterrahmen mitsamt dem Nagelkopf in die Höhe.

«Soweit war also das Geheimnis aufgeklärt. Der Mörder war durch dasjenige Fenster entkommen, vor welchem das Bett stand, hatte es dann — absichtlich oder nicht — zufallen lassen, und der Halt, welchen die Feder dem Schieber verlieh, war von der Polizei irrtümlich für eine Wirkung des Nagels angesehen worden.

«Die nächste Frage dreht sich um die Art und Weise des Hinuntersteigens. Hierüber war ich mir bereits bei unserm Umschreiten des Gebäudes klar geworden. Etwa fünf Fuß von dem Fenster entfernt läuft ein Blitzableiter. Von diesem aus konnte niemand das Fenster erreichen, geschweige denn einsteigen. Ich bemerkte jedoch, daß die Läden des vierten Stockwerks die Form einer einfachen Tür — nicht wie gewöhnlich, einer Doppel- oder Flügeltür — haben und im untern Teile mit Jalousien versehen sind, welche einen bequemen Halt für die Hände bieten. Die Breite eines solchen Fensterladens beträgt mindestens drei und einen halben Fuß. Bei unserer Besichtigung waren beide nur halb geöffnet, das heißt, sie bildeten mit der Wand selbst etwa einen rechten Winkel. Ohne Zweifel hat die Polizei die Außenseite des Gebäudes gleichfalls untersucht; da sie aber von dem Vorurteil befangen war, daß niemand hier entkommen sein könne, achtete sie auch nicht auf die beträchtliche Breite des Ladens. Ich hingegen sah deutlich, daß dieser, wenn bis an die Mauer zurückgeschwungen, dem Blitzableiter auf anderthalb Fuß nahekommen mußte. Ebenso war es mir klar, daß ein Individuum von außerordentlicher Gewandtheit und großem Mute auf diese Weise vom Blitzab-

leiter aus in das Zimmer gelangen konnte. Nehmen wir einmal an, der Laden sei völlig geöffnet gewesen, so brauchte es nur die Hände etwa zwei Fuß nach der einen Seite auszustrecken, um sich fest an die Jalousien zu klammern, dann den Blitzableiter fahren zu lassen, sich kräftig mit den Füßen von der Mauer abzustoßen und so bis an das Fenster selbst herumzuschwingen, durch welches — vorausgesetzt daß es offen stand — es dann leicht in das Zimmer einsteigen konnte.

«Ich betone nochmals, daß eine ganz außergewöhnliche Gewandtheit erforderlich war, um ein so schweres Kunststück auszuführen. Und nun bitte ich Sie, diese ganz außerordentliche Behendigkeit mit jener ganz fremdartigen Stimme in Verbindung zu bringen, über deren Nationalität keine zwei Zeugen einig waren und in deren Lauten keinerlei Silbenbildung wahrgenommen werden konnte. «Sie bemerken», fuhr mein Freund fort, «daß ich von der Frage des Hinauskommens zu derjenigen des Hineingelagens überggesprungen bin. Dies geschah, um Sie zu überzeugen, daß beides in der nämlichen Weise und an der nämlichen Stelle ausgeführt wurde. Kommen wir nun zu dem Inneren des Gemachs. Die Kommodenfächer, heißt es, waren geplündert, obwohl sich noch viele Gegenstände in denselben vorfanden. Hier ist die Schlußfolgerung geradezu absurd und nichts als eine Vermutung, und zwar eine recht alberne. Woher wissen wir, daß außer den vorgefundenen noch mehr Gegenstände in der Kommode gewesen waren?

«Madame L'Esplanay und ihre Tochter lebten sehr zurückgezogen, empfingen keine Besuche, gingen selten aus, brauchten also keine große Garderobe. Das Gefundene war von so guter Qualität, wie man sie überhaupt bei diesen Frauen erwarten konnte. Hätte ein Räuber irgendetwas mitgenommen, würde er viertausend Francs in Gold liegen gelassen und sich ein Bündel Kleider aufgepackt haben? Und das Gold war da — beinahe die ganze vom Bankier Mignaud erwähnte Summe, lag in Beuteln auf dem Fußboden. Ich bitte Sie deshalb, die nichtige Idee von einem Mo-

tiv, welche durch den Zufall, daß drei Tage vorher Geld an der Haustür abgeliefert wurde, in dem Hirnschädel der Polizisten entstanden ist, gänzlich fallen zu lassen. Derlei Zufälligkeiten können wir täglich erleben, und niemand achtet auch nur einen Augenblick darauf. Wäre das Gold verschwunden gewesen, dann würde allerdings die Tatsache, daß es drei Tage zuvor abgeliefert wurde, dieser Annahme eines Motivs Nachdruck verliehen haben. Wie jedoch die Sachen hier stehen, müßten wir den Verbrecher für einen Idioten halten, der sein Gold mitsamt seinem Motiv vergessen hätte.

«Halten Sie nun diese drei Punkte fest: die fremdartige Stimme — die außerordentliche Gewandtheit — das Fehlen eines Motivs bei einem so gräßlichen Morde, und lassen Sie uns dann diesen selbst näher ansehen. Eine Frau wird mit den Händen erwürgt, und dann, die Füße nach oben, in einen Rauchfang gezwängt. Gewöhnliche Mörder tun dergleichen nicht. Sie wirst zugeben, daß etwas außerordentlich Übertriebenes in diesem Vorgehen liegt — etwas, das wir mit unsern Erfahrungen nicht in Einklang bringen können, selbst wenn wir uns die allerverderbtesten Menschen als die Täter denken. Bedenken Sie ferner, welche Kraft dazu gehörte, um die Leiche derartig in die Öffnung hinaufzu- zwängen, daß es der vereinten Anstrengung mehrerer bedurfte, um dieselbe wieder herabzuziehn.

«Sehen wir uns nun nach weiteren Anzeichen von dem Vorhandensein einer geradezu staunenswerten Kraft um. Vor dem Herd lagen dicke Strähnen grauen Menschenhaares, die samt Wurzeln und Partikelchen der Kopfhaut ausgerissen worden waren. Der alten Dame war nicht bloß die Kehle durchschnitten, sondern der ganze Kopf vom Rumpf getrennt, und zwar mit einem einfachen Rasiermesser. Man beachte die tierische Wildheit, welche das ganze Verfahren bekundet. Von den Beulen am Körper der Madame L'Esplanade rede ich nicht. Herr Dumas und sein würdiger Kollege Etienne haben erklärt, dieselben seien durch ein stumpfes Instrument beigebracht worden, und sie haben

recht — jenes stumpfe Instrument war offenbar das Steinpflaster des Hofes, auf welches die Unglückliche fiel.

«Fügen Sie noch die im Zimmer herrschende Unordnung hinzu, so sind wir dazu gelangt, folgende Annahmen miteinander zu verbinden: Erstaunliche Gewandtheit — übermenschliche Kraft — tierische Wildheit — blutige Metzelei ohne Motiv — eine entsetzensvolle *'grotesquerie'*, die nichts Menschliches mehr hat, und eine Stimme, welche allen Ohren fremdartig klingt und jeglicher Silbenbildung entbehrt. Was folgt also hieraus? Welchen Eindruck habe ich auf Ihre Phantasie gemacht?»

Mich durchschauderte es eiskalt, als Dupin diese Frage stellte. «Ein Irrer hat die Tat getan», sagte ich, «irgend ein in Tobsucht verfallener Wahnsinniger, der aus einem benachbarten *'maison de santé'* entsprang.»

«Diese Annahme wäre in mancher Hinsicht nicht unstatthaft», entgegnete er, «allein die Stimme eines, wenn auch noch so rasenden, Wahnsinnigen muß immerhin eine wahrnehmbare Silbenbildung zeigen. Zudem sieht das Haar eines Verrückten niemals so aus, wie dasjenige, welches ich eben in der Hand halte. Ich habe diesen einzigen Büschel ans den zusammengekrallten Fingern der Madame L'Esplanaye gezogen — sagen Sie mir, was Sie davon halten?»

«Dupin!» rief ich, vor Schrecken halb ohnmächtig, «dies ist kein Menschenhaar.»

«Das habe ich auch nicht behauptet», versetzte er. «Doch ehe wir uns hierüber entscheiden, bitte ich Sie, einen Blick auf diese kleine Zeichnung zu werfen, welche ich zu Papier gebracht habe. Es ist ein Facsimile dessen, was die Zeugnisaussagen einmal als ‚dunkle Flecke und tiefe Eindrücke von Fingernägeln‘, ein andermal als ‚eine Anzahl schwarzblauer Stellen, augenscheinlich Fingereindrücke‘, bezeichnen.

«Sie werden finden», fuhr Dupin, das Papier auf dem Tisch ausbreitend, fort, «daß jeder dieser Finger — vermutlich bis zum Tode des Opfers — genau an derjenigen Stelle

verblieben ist, wo er sich ursprünglich einkrallte. Nirgends ist ein Ausgleiten ersichtlich. Hier ist ein Holzschicht von der Dicke und cylindrischen Form des menschlichen Halses. Wickeln Sie nun das Papier um dasselbe herum und versuchen Sie, alle fünf Finger gleichzeitig in die Eindrücke zu legen.»

Ich machte den Versuch, aber er mißlang. «Das sind nicht die Spuren einer Menschenhand», sagte ich. «So lesen Sie diesen Abschnitt aus *Cuvier*», erwiderte Dupin.

Derselbe enthielt eine ausführliche Beschreibung des rotbraunen Orang-Utan des ostindischen Archipels. Die furchtbare Kraft, die Gewandtheit, die Wildheit dieses Tieres sind allbekannt — das ganze Schrecknis des Mordes wurde mir auf einmal klar.

«Die Schilderung der Finger stimmt genau mit dieser Zeichnung überein» sagte ich, als ich mit Lesen fertig war. «Ich sehe ein, daß nur ein Orang-Utan von der hier beschriebenen Spezies jene Eindrücke hervorgebracht haben kann. Auch dies Haar entspricht der Beschreibung Cuviers. Trotzdem vermag ich die Details dieses furchtbaren Geheimnisses noch nicht zu begreifen; zudem vernahm man ja auch zwei zankende Stimmen, und eine davon gehörte einem Franzosen.»

«Ganz richtig. Sier erinnern sich aber auch, daß fast sämtliche Zeugen erklärten, den Ausruf: *mon dieu* aus dem Munde dieses Mannes vernommen zu haben, und daß einer derselben — der Italiener Montani — aussagte, es habe geklungen, als ob der Sprecher jemand heftige Vorwürfe machte. Deshalb baue ich auf diese beiden Worte meine Hoffnung, das Rätsel endgültig lösen zu können. Ein Franzose weiß um den Mord. Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß er an der Bluttat selbst keinen Anteil hat. Der Orang-Utan kann ihm entflohen sein; er kann denselben auch bis nach dem Schlafgemach verfolgt, aber in der Aufregung über dasjenige, was nun geschah, nimmermehr wieder eingefangen haben. Das Tier befindet sich also noch in Freiheit. Dies alles sind freilich nur Mutmaßungen; sind

sie aber richtig, dann wird diese Annonce, welche ich gestern Abend auf dem Heimwege in der Expedition von ‚*Le Monde*‘, einem Blatte, das vielfach von Seeleuten gelesen wird, aufgab, den Mann hierher bringen.»

Damit überreichte er mir eine Zeitung und ich las:

„Eingefangen — im Bois de Boulogne am Morgen des — dieses Monats (— Datum des Mordes—) ein sehr großer rotbrauner Orang-Utan von der bornesischen Spezies. Der Eigentümer, von welchem man weiß, daß er Matrose auf einem maltesischen Schiffe ist, kann denselben gegen genügenden Ausweis und Bezahlung der geringen Kosten im Hause No. —, Rue —, Faubourg St. Germain, au troisième, abholen.“

«Wie in aller Welt können Sie wissen, daß der Mann Matrose ist und einem maltesischen Schiffe angehört?» fragte ich.

«Ich weiß es ja auch nicht», sagte Dupin, «wenigstens bin ich dessen nicht gewiß. Aber hier ist ein ganz kleines Endchen Band, das, nach seiner Form und dem Fette zu urteilen, welches daran klebt, unbedingt dazu benützt wurde, einen jener Zöpfe festzubinden, wie sie Matrosen so gern tragen. Zudem ist es mit einem Matrosenknoten zugeknüpft, und zwar mit einem maltesischen. Ich habe das Band am Fuß des Blitzableiters gefunden. Einer der beiden Verstorbenen kann es nicht gehört haben. Sollte ich mich nun auch wirklich in meiner Schlußfolgerung irren, daß der Franzose Matrose auf einem maltesischen Schiff war, so tut das weiter nichts zur Sache. Habe ich jedoch recht, dann ist hiermit außerordentlich viel gewonnen. Als Mitwisser des Mordes wird der Franzose natürlich schwanken, ob er die Annonce beantworten und seinen Affen reklamieren soll, oder nicht. Er wird aber so denken: ‚Ich bin ja schuldlos; ich bin arm; mein Orang-Utan hat für mich großen Wert — weshalb soll ich ihn also aus törichter Furcht vor einer mir drohenden Gefahr aufgeben? Man hat ihn in Bois de Boulogne gefunden — in weiter Entfernung von dem Schauplatz jener Schreckenstat. Wer sollte auf die Idee kommen, daß

ein Tier der Täter war! Die Polizei hat keinerlei Spur finden können. Und was die Hauptsache ist: der Annoncierende weiß, wer ich bin — vielleicht ist er genauer unterrichtet, als ich ahne. Es könnte und müßte Verdacht erregen, wenn ich es unterließe, das wertvolle Tier zurückzufordern. Ich werde hingehen, den Orang-Utan abholen und ihn dann einsperren, bis die Sache in Vergessenheit gerät!»

In diesem Augenblick vernahmen wir Schritte auf der Treppe.

«Machen Sie sich fertig», sagte Dupin; «aber zeigen Sie die Pistolen erst, wenn ich Ihnen ein Zeichen gebe.»

Die Haustür war von Dupin offengelassen worden, und der Besucher hatte nicht nötig gehabt, zu klingeln. Jetzt stieg er die Treppe zum Teil hinan; dann schien er ungeschlüssig zu werden, und zuletzt hörten wir ihn wieder hinabsteigen. Schon eilte Dupin nach der Tür, als der Fremde abermals zurückkam. Jetzt klopfte es an unsre Stubentür.

«Herein!» rief Dupin im jovialsten Tone.

Ein Mann trat ein. Er war offenbar ein Matrose, von hohem, kräftigem Wuchs, und hatte etwas Keckes in seinem Gesichtsausdruck, das sofort für ihn einnahm. Er trug einen wuchtigen Eichenknittel, war aber im übrigen unbewaffnet. Er grüßte unbeholfen und wünschte uns im Pariser Dialekt einen «guten Abend».

«Nehmen Sie Platz, mein Freund», sagte Dupin. «Sie kommen vermutlich wegen ihres Orang-Utan. Meiner Treu, ich beneide sie fast um ihn. Es ist ein außerordentlich schönes und ohne Zweifel höchst wertvolles Exemplar. Für wie alt halten sie ihn?»

Der Matrose holte tief Atem, wie jemand, der sich plötzlich sehr erleichtert fühlt, und antwortete dann mit festerer Stimme:

«Ich weiß es nicht genau; doch kann er schwerlich über vier oder fünf Jahre alt sein. Haben sie ihn hier?»

«Oh nein; ich konnte ihn ja hier nirgends unterbringen. Er befindet sich in einem Leihstall der Rue Dubourg, hier ganz in der Nähe. Sie können ihn morgen früh bekommen.

Sie sind doch imstande, sich als sein Besitzer auszuweisen?»

«Gewiß, mein Herr.» «Ich trenne mich nur schwer von ihm —»

«Ich verlange auch nicht, daß sie all ihre Mühe umsonst gehabt haben sollen, mein Herr», sagte der Mann. «Bin gern erbötig, eine entsprechende Belohnung für das Auffinden des Tieres zu bezahlen.»

«Schon gut», versetzte mein Freund. «Aber was gebührt mir denn eigentlich dafür? Warten sie einmal — — oh, ich will ihnen sagen, welche Belohnung ich verlange: sie sollen mir alles erzählen, was sie von — von diesem Doppelmord in der Rue Morgue wissen.»

Dupin hatte die letzten Worte sehr leise und ruhig gesprochen. Ebenso schritt er jetzt zur Tür, verschloß dieselbe und steckte den Schlüssel in die Tasche. Dann zog er ein Pistol hervor und legte es behutsam vor sich auf den Tisch. Der Matrose wurde dunkelrot im Gesicht, sprang auf und faßte nach seinem Stock, sank aber schon im nächsten Moment heftig zitternd und totenbleich in den Stuhl zurück. Er sprach kein Wort.

«Mein Freund», fuhr Dupin im gütigsten Tone fort, «sie ängstigen sich ohne allen Grund. Ich gebe ihnen mein Ehrenwort, daß wir nichts gegen sie im Schilde führen. Ich weiß sehr wohl, daß sie all den in der Rue Morgue begangenen Untaten schuldlos sind; allein Sie können ebensowenig leugnen, daß sie in gewisser Beziehung zu denselben stehn. Sie haben einerseits nichts verbochen, ja sich nicht einmal des Diebstahls schuldig gemacht, während sie ungestraft hätten rauben können, brauchen also auch nichts zu verheimlichen. Andererseits aber sind sie als ehrlicher Mann verpflichtet, alles zu bekennen, was sie von der Sache wissen, denn man hat einen Unschuldigen wegen desselben Verbrechens verhaftet, dessen Täter sie kennen.»

Während Dupin so sprach, hatte der Matrose seine Fassung wiedergewonnen; aber seine ursprüngliche Keckheit war verschwunden. «So wahr Gott mir helfe», begann er

nach einer kurzen Pause; «ich will ihnen alles sagen, was ich von der Geschichte weiß, obgleich sie mir gewiß nicht die Hälfte davon glauben werden. Aber ich bin ja unschuldig, und so will ich denn mein Herz erleichtern.»

Nun erzählte er im wesentlichen folgendes:

Unlängst im ostindischen Archipel angelangt, hatte er während eines Ausfluges auf Borneo in Gemeinschaft mit einem Kameraden den Orang-Utan eingefangen, welcher durch den Tod jenes Mannes sein ausschließliches Eigentum wurde. Das Tier hatte ihm unterwegs durch seine unbeherrschbare Wildheit viel Ungemach bereitet, und hier in Paris eingetroffen, hatte er dasselbe sorgfältig eingesperrt, um es schließlich, sobald es von einer auf dem Schiff erhaltenen Fußwunde geheilt sein würde, zu verkaufen.

Spät in der Nacht jener Schreckenstat von einem Matrosengelage heimkehrend, fand er den Affen aus seinem Gefängnis ausgebrochen in seiner eigenen Schlafkammer. Er hatte sich das ganze Gesicht eingeseift und saß, ein Rasiermesser in der Hand und die oftgesehne Operation des Barbierens nachahmend, vor dem Spiegel. Höchlich erschrocken, eine so gefährliche Waffe im Besitz dieses unbändigen Tieres zu finden, hatte er einige Sekunden lang nicht gewußt, was er beginnen sollte, schließlich aber nach der Peitsche gegriffen. Da war der Orang-Utan plötzlich durch die Tür entsprungen und durch ein unglücklicherweise offenstehendes Fenster auf die Straße entkommen.

Der Mann verfolgte ihn und sah, daß der Affe, welcher noch immer das Rasiermesser in der Hand hielt, häufig stehen blieb und sich nach ihm umsah, um seine Flucht erst fortzusehen, wenn sein Herr ihn beinahe erreicht hatte. So dauerte die Jagd eine ganze Weile fort. Da es gegen drei Uhr morgens war, begegnete er niemand. Als sie durch ein hinter der Rue Morgue entlanglaufendes Gäßchen kamen, muß der Lichtschimmer, welcher aus dem offenstehenden Fenster der Madame L'Esplanade drang, die Aufmerksamkeit des Flüchtlings erregt haben. Er stürzte darauf zu, gewahrte den Blitzableiter, kletterte mit unbegreiflicher Be-

hendigkeit daran empor, erfaßte den gegen die Mauer gelehnten Laden, schwang sich mittelst desselben direkt auf das hohe Kopfende der Bettstelle und stieß dann den Fensterladen mit den Füßen wieder in seine vorige Lage zurück. Dies alles geschah in weniger als einer Minute.

Der Matrose freute sich einerseits, daß die Bestie selbst in eine Falle gegangen war, aus welcher sie nur mittelst des Blitzableiters wieder entkommen und unterwegs leicht eingefangen werden konnte; andererseits aber hegte er auch die schlimmsten Befürchtungen, da er nicht wissen konnte, was der Affe im Innern des Hauses anstellen werde, und dies bewog ihn, die Verfolgung fortzusetzen. Den Blitzableiter zu erklimmen, wurde ihm als Matrose nicht schwer; als er aber in der Höhe des Fensters angelangt war, konnte er nicht weiter, und es gelang ihm nur, sich soweit hinüberzubeugen, daß er einen Teil des Zimmers zu überblicken vermochte. Beinahe wäre er im Übermaß seines Entsetzens hinabgestürzt. Madame L'Esplanay und ihre Tochter waren augenscheinlich mit dem Ordnen von Papieren beschäftigt gewesen, welche sich in der früher erwähnten kleinen Eisenkiste befanden. Letztere stand offen mitten im Zimmer und ihr Inhalt lag ringsumher verstreut. Die beiden Frauen mußten mit dem Rücken gegen das Fenster gesessen und vielleicht das Anschlägen des Ladens für die Wirkung eines Windstoßes gehalten haben, denn es vergingen Sekunden, ehe sie jene grausigen Angstschreie ertönen ließen, welche die Bewohner der Rue Morgue aus dem Schlafe weckten.

Als der Matrose nun in das Zimmer blickte, hatte der Orang-Utan die alte Frau bei den Haaren erfaßt und fuchtelte, die Bewegungen eines Barbiers nachahmend, mit dem Messer um ihr Gesicht herum. Die Tochter war in Ohnmacht gesunken. Das Geschrei und Sträuben der Mutter brachte den Affen, der bisher ganz friedliche Absichten gehabt zu haben schien, in Wut. Er riß sie heftig herum und trennte dann mit einem einzigen Schnitt den Kopf vom Rumpfe. Der Anblick des Blutes machte ihn nur noch wilder. Zähneknirschend und mit funkelnden Angen sprang er

auf das Mädchen ein und hielt ihren Hals fest umkrallt, bis sie tot war. Da fiel sein Blick auf den Kopf seines Herrn außerhalb des Fensters; augenblicklich schien er sich der so gefürchteten Peitsche zu erinnern, und seine Wut verwandelte sich in Angst. Als ob er sich bewußt sei, eine Züchtigung verdient zu haben, sprang er im Zimmer umher, stürzte dabei die Möbel um und zerbrach sie, und zerrte das Bett von der Bettstelle herunter. Schließlich packte er, als wollte er die Spuren seiner blutigen Tat verbergen, zuerst die Leiche der Tochter und schob sie in den Rauchfang, und dann diejenige der alten Dame, welche er kopfüber zum Fenster hinauswarf.

Als das Tier sich mit seiner furchtbar verstümmelten Bürde dem Fenster näherte, preßte der Matrose sich voll Entsetzen an den Blitzableiter, glitt in großer Hast an diesem herab und eilte, die Folgen der Metzelei fürchtend und in seiner Angst völlig unbekümmert um das weitere Schicksal des Orang-Utan, direkt nach Hause. Was die Leute auf der Treppe gehört hatten, waren die Ausrufe des Franzosen, untermischt mit dem höllischen Geschnatter der Bestie, gewesen.

Mir bleibt nur noch wenig hinzuzufügen übrig. Der Orang-Utan muß unmittelbar vor dem Aufbrechen der Tür auf demselben Wege entkommen sein, auf welchem er eingedrungen war, und beim Hindurchschlüpfen das Fenster angestoßen haben, so daß dieses niederfiel. Er wurde später durch den Besitzer selbst eingefangen, welcher ihn um einen hohen Preis an den *Jardin des plantes* verkaufte. Sobald wir im Bureau des Polizeipräfekten Bericht erstattet, wurde Le Bon in Freiheit gesetzt. Der erwähnte Beamte konnte sich, trotzdem er meinem Freunde sehr zugetan war, nicht enthalten, einige boshafte Bemerkungen fallen zu lassen und unter anderem zu äußern, daß es besser wäre, wenn sich jeder um seine eigenen Angelegenheiten kümmerte.

«Lassen Sie ihn reden», sagte Dupin, welcher ihn keiner Antwort gewürdigt hatte. «Lassen Sie ihn schwatzen — es

wird sein Gewissen erleichtern. Mir genügt es, ihn in seiner eigenen Burg besiegt zu haben. Mich wundert es gar nicht, daß ihm die Lösung dieses Rätsels mißlang, denn er ist viel zu gerieben, um tiefer in die Dinge eindringen zu können. Seine Weisheit hat lauter Kopf und keinen Körper, wie die Bilder der Göttin Laverna. Er ist trotz alledem doch ein guter Kerl. Mir gefällt er wegen seiner Meisterschaft — die ihm auch den Ruf eines scharfsinnigen Mannes eingebracht hat — *de nier ce qui est, et d'expliquer ce qui n'est pas*»^{*}

^{*}Rousseau: 'La nouvelle Héloïse'.

Das Geheimnis um Marie Rogêt

Vorbemerkung des Übersetzers:

Zu Anfang der 1840er Jahre wurde in der Nähe New Yorks ein junges Mädchen namens Mary Rodgers ermordet, und obwohl ihr Tod außerordentliches und dauerndes Aufsehen erregte, war dennoch das Geheimnis desselben noch unaufgeklärt, als der folgende Aufsatz erschien. Der Dichter hat sich in demselben bis in die kleinsten Details hinein im wesentlichen streng an die ihm aus jenem Fall durch die Tagesblätter bekannt gewordenen Tatsachen gehalten und lediglich die Namen der Personen, Lokalitäten, Zeitungen u. s. w. fingiert. Sein Zweck war die Erforschung der Wahrheit, und diesen Zweck hat er erreicht; denn lange Zeit nach der Veröffentlichung von „Marie Rogêt“ ergab sich aus den Geständnissen zweier Verhafteter, daß nicht nur das Schlußresultat seiner Folgerungen vollkommen richtig war, sondern auch ausnahmslos jede der einzelnen Prämissen, durch welche er zu jenem Resultat gelangte.

Es gibt eine Reihe idealischer Begebenheiten, die der Wirklichkeit parallel läuft. Selten fallen sie zusammen. Menschen und Zufälle modifizieren gewöhnlich die idealische Begebenheit, so daß sie unvollkommen erscheint und ihre Folgerungen gleichfalls unvollkommen sind. So bei der Reformation — statt des Protestantismus kam das Luthertum hervor.

NOVALIS: Moral-Ansichten

Als ich vor etwa einem Jahre den Versuch machte, in der Erzählung „Die Morde in der Rue Morgue“ eine eigentümliche geistige Veranlagung meines Freundes, des Chevalier Auguste Dupin, zu schildern, ahnte ich nicht, daß ich jemals wieder auf denselben Gegenstand zurückkommen werde. War doch diese Schilderung selbst mein einziger Zweck, und hätte ich auch noch mehr Beispiele angeführt, ich würde ihn dadurch nicht vollkommener erreicht, würde nichts Neues geboten haben. Ereignisse neueren Datums jedoch haben mir so ganz eigentümliche Seiten seines analysierenden Geistes aufgeschlossen, daß ich nicht länger zu schweigen vermag. Nachdem jenes Trauerspiel seinen Abschluß erreicht hatte, verfiel der Chevalier wieder in seine vorige träumerische Stimmung, welche ich alsbald mit ihm teilte. Wir behielten unsere einsame Wohnung im Faubourg St. Germain bei, gaben die Zukunft den Winden und schlummerten, die abgeschmackte Welt ringsum in unsre Träume verwebend, friedvoll in der Gegenwart weiter.

Aber diese Träume sollten nicht ohne Unterbrechung bleiben. Man kann sich leicht denken, daß die Rolle, welche mein Freund in jenem Drama gespielt, Eindruck auf die Pariser Polizei gemacht haben mußte, und so geschah es oft, daß die Präfektur ihn um seinen Beistand ersuchte. Einer der merkwürdigsten Fälle, in welchen dies geschah, war die Ermordung eines jungen Mädchens namens Marie Rogêt. Marie war die einzige Tochter der Witwe Estelle Rogêt. Schon in ihrer Kindheit hatte sie den Vater verloren, und von seinem Tode an bis etwa anderthalb Jahre vor ihrem eigenen Ende hatten Mutter und Tochter in der

Rue Pavée St. Andrée gewohnt, woselbst erstere eine Pension betrieb. Das Mädchen hatte eben ihr zweiundzwanzigstes Jahr erreicht, als ein Parfümeur, dessen Laden sich in einem der Souterrains des Palais Royal befand, auf ihre große Schönheit aufmerksam wurde. Monsieur Le Blanc sagte sich ganz richtig, daß ein Ladenmädchen wie die schöne Marie seinem Geschäfte, welches hauptsächlich von den vielen verwegenen Abenteurern jener Gegend frequentiert wurde, von wesentlichem Vorteil sein mußte, und das Mädchen nahm trotz der Bedenken der alten Frau seine liberale Offerte freudig auf.

Der Krämer hatte richtig spekuliert, denn bald erlangte sein Geschäft durch die Reize des munteren Fräuleins eine gewisse Berühmtheit. Diese mochte ungefähr ein Jahr in seinem Brote gestanden haben, als ihr plötzliches Verschwinden aus dem Laden die zahlreichen Bewunderer in Aufregung versetzte. Herr Le Blanc wußte keinen Grund für ihre Abwesenheit anzugeben, und Madame Rogêt war außer sich vor Angst und Sorge. Sogar die Zeitungen nahmen Notiz von dem Vorfall, und die Polizei war eben drauf und dran, ernstlichere Nachforschungen anzustellen, als Marie sich eines Morgens, nach Ablauf einer Woche, gesund und wohlbehalten, aber mit etwas trübseliger Miene wieder an ihrem Verkaufstisch einfand. Die amtliche Untersuchung wurde natürlich sofort niedergeschlagen; Le Blanc blieb bei seiner Behauptung, daß er von nichts wisse, und Marie sowohl wie ihre Mutter antworteten auf alle bezüglichen Fragen, daß es sich lediglich um einen Besuch bei einer auf dem Lande wohnenden Verwandten gehandelt habe. So wurde die Angelegenheit um so schneller vergessen, als das junge Mädchen, offenbar um zudringlicher Neugier aus dem Wege zu gehn, den Dienst bei Herrn Le Blanc bald darauf verließ und zu ihrer Mutter zurückkehrte.

Ungefähr fünf Monate später wurden ihre Bekannten zum zweitenmale durch ihr plötzliches Verschwinden in Besorgnis versetzt. Drei Tage verstrichen, ohne daß man irgend etwas von ihr hörte. Am vierten fand man ihre Leiche

nahe demjenigen Ufer, welches dem von ihrer Mutter bewohnten Stadtviertel gegenüberliegt, und unfern von der abgelegenen Gegend der Barrière du Roule in der Seine schwimmend.

Das Abscheuliche dieses Mordes (— denn daß ein solcher vorlag, war sofort klar —), die Jugend und Schönheit des Opfers und vor allem ihre ehemalige öffentliche Beliebtheit wirkten zusammen, um die Gemüther der leicht entzündlichen Pariser in eine ungeheure Aufregung zu versehen. Wochenlang vergaß man über der ausschließlichen Diskussion dieses Themas sogar die politischen Tagesfragen. Der Präfekt machte die außerordentlichsten Anstrengungen, und alle Kräfte der gesamten Pariser Polizei wurden selbstverständlich auf das äußerste angespannt. Anfänglich glaubte man des Mörders binnen ganz kurzer Zeit habhaft werden zu können, und erst nach Verlauf einer Woche wurde die geringe Belohnung von eintausend Francs dafür ausgesetzt. Inzwischen nahm die Untersuchung ihren Fortgang, viele Personen wurden verhört, ohne daß man zu einem Resultat gelangt wäre, und die Aufregung wuchs. Am zehnten Tage hielt man es für geraten, jenen Betrag zu verdoppeln, und als schließlich auch die zweite Woche verstrichen war, ohne daß man irgend etwas entdeckt hatte, und das in Paris allezeit gegen die Polizei existierende Vorurteil sich sogar in mehreren ernstlichen Emeuten Luft machte, bot der Präfekt die Summe von zwanzigtausend Francs „für die Überführung des Mörders“, oder, falls mehrere Personen dabei beteiligt sein sollten „für die Überführung eines der Mörder“. In der betreffenden Bekanntmachung war jedem Mitschuldigen, der als Staatszeuge auftreten würde, volle Strafflosigkeit zugesagt, und außerdem erklärte eine Anzahl von Bürgern, aus Privatmitteln weitere zehntausend Francs zu dem gleichen Zwecke hergeben zu wollen. Somit betrug die Belohnung im ganzen dreißigtausend Francs — eine enorme Summe, wenn man die niedere Stellung des Mädchens und das häufige Vorkommen derartiger Verbrechen in einer so großen Stadt bedenkt.

Nun zweifelte niemand mehr, daß das Geheimnis alsbald aufgeklärt werden müsse. Aber obgleich mehrere Individuen verhaftet wurden, sah man sich doch genötigt, dieselben wegen der Grundlosigkeit des auf ihnen ruhenden Verdachtes wieder frei zu lassen. Drei Wochen waren seit dem Auffinden der Leiche vergangen, ehe Dupin und ich, die wir weder die Tagesneuigkeiten lasen, noch in öffentliche Lokale gingen, noch Besucher empfangen, etwas von dem Vorgefallenen erfuhren. Diesmal war es der Polizeipräfekt in eigener Person, welcher uns die erste Mitteilung davon machte. Er besuchte uns am Nachmittage des 13. Juli 18— und blieb bis in die späte Nacht hinein. Sein Ruf, ja selbst seine Ehre stehe auf dem Spiele, sagte er. Alle Welt blicke auf ihn, und kein Opfer sei ihm zu groß, wenn es zur Entschleierung des Geheimnisses führe. Er schloß seine etwas komische Rede mit einem Kompliment für Dupins „Takt“ und machte diesem direkt ein höchst liberales Anerbieten. Mein Freund wies das Kompliment so gut er konnte zurück, ging aber auf den Vorschlag bereitwillig ein. Hierauf setzte uns der Präfekt seine eigenen Ansichten in der umständlichsten Weise auseinander und kommentierte auch die uns bis dahin unbekanntem Zeugenaussagen. Dupin saß unterdessen regungslos in seinem gewohnten Armstuhl und schien die verkörperte Aufmerksamkeit. Er trug an diesem Abend seine grün verglaste Brille, und ein gelegentlicher Seitenblick überzeugte mich, daß er während der sieben oder acht Stunden, welche der Vortrag des Beamten in Anspruch nahm, selig schlummerte.

Am Morgen verschaffte ich mir in der Präfektur einen ausführlichen Bericht über die Zeugenaussagen und sammelte außerdem alle diejenigen Zeitungen, welche belehrende Artikel bezüglich des Vorfalls gebracht hatten. Wenn ich alles fortlasse, was sich als unrichtig oder unwesentlich herausgestellt hatte, so ergab sich folgendes:

Marie Rogêt verließ die Wohnung ihrer Mutter in der Rue Pavée St. Andrée am Sonntag den 22. Juni 18 — morgens gegen neun Uhr. Beim Fortgehen teilte sie einem ge-

wissen Herrn Jaques St. Eustache — und nur diesem allein — mit, daß sie den Tag bei einer in der Rue des Drâmes wohnenden Tante zubringen wolle. Diese Rue des Drâmes ist eine kurze und enge, aber sehr stark bevölkerte Straße unfern des Flusses, und man braucht mindestens drei Viertelstunden, um sie von der Pension der Madame Rogêt aus zu erreichen. St. Eustache war Maries Bräutigam und logierte in der Pension. Er sollte gegen Dunkelwerden seine Braut abholen. Am Nachmittage jedoch begann es heftig zu regnen, und da er annahm, daß dieselbe, wie bei früheren Gelegenheiten, wohl die Nacht über bei der Tante bleiben würde, unterließ er es, seinem Versprechen nachzukommen. Nach Einbruch der Nacht äußerte Madame Rogêt, eine altersschwache, siebzigjährige Frau, sie fürchte, sie werde ihre Tochter niemals wiedersehen, ohne daß ihre Worte zur Zeit besonders beachtet wurden.

Am Montag stellte sich heraus, daß das Mädchen gar nicht in der Rue des Drâmes gewesen war, und als auch dieser Tag zu Ende ging, ohne Kunde von ihr zu bringen, begann man in der Stadt und deren Umgebung nach ihr zu forschen. Doch erst am vierten Tage nach ihrem Verschwinden sollte man wieder von ihr hören. Am Mittwoch den 25. Juni nämlich hatte ein Herr Beauvais in Begleitung eines Freundes am andern Ufer der Seine, der Rue Pavée St. Andrée gegenüber und in der Nähe der Barrière du Roule, Erkundigungen nach dem Mädchen einziehen wollen und dabei erfahren, daß soeben eine Leiche von Fischern all den Strand gezogen worden sei. Er begab sich an Ort und Stelle und erklärte nach einigem Besinnen den Körper für denjenigen Marie Rogêts, während sein Freund keinen Augenblick über die Identität im Zweifel war.

Das Gesicht war dunkel mit Blut unterlaufen. Auch aus dem Munde drang Blut hervor und nicht Schaum wie bei Ertrunkenen. Das Zellengewebe zeigte keinerlei Entfärbung. An der Kehle fanden sich Beulen und Fingereindrücke. Die Arme waren über die Brust gebogen und starr.

Die linke Hand war geballt, die rechte halb geöffnet.

Am linken Handgelenk gewahrte man zwei Ausschürfungen, anscheinend wie von Seilen oder doch einem mehrfach um dieselbe herumgeschlungenen Seil. Auch das rechte Handgelenk war teilweise zerschunden und ebenso der ganze Rücken, besonders an den Schulterblättern. Als die Schiffer die Leiche ans Ufer schafften, hatten sie zwar ein Tau um dieselbe geschlungen, aber dieses konnte jene Ausschürfungen nicht bewirkt haben. Das Fleisch am Halse war stark angeschwollen. Weder Wunden noch Beulen, welche von Schlägen herrühren konnten, waren zu entdecken. Um den Hals war eine Schnur derartig fest geschlungen, daß man sie anfänglich gar nicht bemerkte, weil sie sich tief in das Fleisch eingeschnitten hatte. Diese Schnur allein würde imstande gewesen sein, den Tod herbeizuführen. Das ärztliche Zeugnis ließ die Moralität Marie Rogêts im reinsten Lichte erscheinen. Ihm zufolge war brutale Gewalt an dem Mädchen verübt worden. Die Leiche befand sich bei der Auffindung noch in einem so gut erhaltenen Zustande, daß sie von Bekannten mit Leichtigkeit identifiziert werden konnte.

Der Anzug war vielfach zerrissen und in Unordnung. In das Kleid war vom untern Saume bis zum Gürtel ein etwa fußbreiter Streifen eingerissen, dann, ohne oben losgetrennt zu sein, dreimal um die Taille selbst geschlungen und am Rücken mittelst einer Art von Schlinge befestigt worden. Der zweite Rock war von feinem Musselin, und aus diesem war ein anderer, anderthalb Fuß breiter Streifen vollständig und mit großer Vorsicht herausgerissen, denn er zeigte überall die gleiche Breite. Dieser Streifen lag lose um den Hals und war mit einem festen Knoten zugeknüpft. Darüber waren die Bänder eines Damenhütchens befestigt; der Hut befand sich noch an denselben, aber die Bänder selbst waren nicht durch einen gewöhnlichen, sondern durch einen losen oder Seemannsknoten zugeknüpft.

Der Leichnam war nach der Identifizierung nicht erst nach der Morgue gebracht, sondern unfern der Stelle, wo man ihn ans Land geschafft, in aller Eile begraben worden.

Den Bemühungen Beauvais' war es gelungen, die Sache möglichst geheim zu halten, und mehrere Tage vergingen, ehe dieselbe allgemein bekannt wurde. Schließlich nahm ein wöchentlich erscheinendes Blatt Notiz davon, die Leiche wurde ausgegraben, aber außer dem schon Bekannten nichts weiter zu Tage gefördert, nur daß man diesmal die Kleider der Verstorbenen ihrer Mutter und ihren Bekannten vorlegte, die einstimmig erklärten, es seien dieselben, welche sie an jenem Sonntag Morgen angehabt habe.

Inzwischen wuchs die Aufregung von Stunde zu Stunde. Mehrere Personen wurden verhaftet und wieder entlassen. Auch auf Herrn St. Eustache fiel Verdacht, und es gelang ihm erst nach längerer Zeit, sein Alibi für den ganzen in Frage kommenden Tag genügend nachzuweisen. Tausend einander widersprechende Gerüchte waren im Umlauf, und die Journalisten ergingen sich in Vermutungen, unter welchen diejenige, daß Marie Rogêt noch am Leben und die in der Seine gesunde Leiche diejenige einer anderen sei, die vielseitigste Beachtung fand.

Zur besseren Klarstellung mögen hier einige Stellen aus „L'Étoile“ folgen — wörtliche Übersetzungen aus diesem im allgemeinen mit großem Geschick redigierten Blatte. „Fräulein Rogêt verließ das Haus ihrer Mutter am Sonntag Morgen den 22. Juni, angeblich um ihre Tante in der Rue des Drâmes zu besuchen. Seitdem ist sie nicht wiedergesehen worden, und es fehlt jede Spur von ihr. . . Es steht also fest, daß sie zu jener Stunde noch lebte. Am Mittwoch gegen Mittag nun wird die Leiche einer Frau in der Seine schwimmend gefunden — das war, selbst wenn wir annehmen wollten, Marie Rogêt sei innerhalb drei Stunden nach dem Fortgehen in den Fluß geworfen worden, genau drei Tage später — nur drei Tage. Aber es ist gar nicht daran zu denken, daß der Mord — wenn ein solcher an ihr begangen wurde — so früh ausgeführt ward, daß die Mörder den Leichnam noch vor Mitternacht in die Seine werfen konnten. Wer ein solches Verbrechen begangen hat, flieht das Licht des Tages. . . Wir sehen somit, daß, wenn jene im Wasser gefundene

Leiche wirklich diejenige Marie Rogêts war, dieselbe nur zwei und einen halben Tag — allerhöchstens drei Tage — darin gelegen haben konnte. Nun ist es aber Erfahrungssache, daß die Leichen von Ertrunkenen, oder von solchen, die unmittelbar nach der Ermordung ins Wasser geworfen wurden, sechs bis zehn Tage gebrauchen, ehe die Zersetzung so weit vorgeschritten ist, daß sie an die Oberfläche kommen. Selbst wenn der Körper infolge Abfeuerns eines Geschützes emporsteigt, so sinkt er von selbst wieder unter, wenn er nicht mindestens fünf bis sechs Tage im Wasser lag. Wir fragen: Warum sollte gerade in diesem Falle die Natur von ihrem gewöhnlichen Laufe abgewichen sein? ... Wäre aber andererseits die Leiche bis Dienstag Abend am Ufer geblieben, so würde irgendwelche Spur der Mörder zu entdecken gewesen sein; und zudem bleibt es immer noch zweifelhaft, ob dieselbe so bald geschwommen haben würde, wenn sie wirklich erst zwei Tage nach erfolgtem Tode hineingeworfen wäre. Schließlich aber ist es höchst unwahrscheinlich, daß die Schurken, welche das Verbrechen begingen, den Körper ins Wasser geworfen haben sollten, ohne demselben ein Gewicht anzuhängen, das ihn sinken machte, was doch mit leichter Mühe hätte bewerkstelligt werden können.“

Alsdann stellt das Blatt die Behauptung auf, die Leiche müsse „nicht drei, sondern mindestens vierzehn Tage“ im Wasser gelegen haben, weit die Zersetzung so weit vorgeschritten sei, daß Beauvais dieselbe nur mit großer Schwierigkeit rekognoszieren konnte — ein Punkt, der übrigens längst widerlegt war. Ich fahre nun mit der Übersetzung fort:

„Welches sind denn nun die Tatsachen, die Herrn Beauvais überzeugt haben, daß es die Leiche der Marie Rogêt war? Er streifte den Ärmel auf, sagt er, und fand Kennzeichen, welche die Identität bewiesen. Das große Publikum dachte dabei an Narben von bestimmter Form; Herr Beauvais aber fand nur Haar an dem Arm — er hätte ebensogut versichern können, er habe einen Arm in dem Ärmel ge-

funden. Herr Beauvais kehrte an dem Tage nicht zurück, sondern ließ Madame Rogêt am Mittwoch Abend um sieben Uhr Bescheid sagen, daß die Totenschau im Gange sei. Wollten wir nun auch wirklich zugeben, daß die Mutter von Alter und Schmerz zu sehr gebeugt war, um hinzugehen, so hätte es doch irgend jemand anders der Mühe für wert halten müssen, der Untersuchung beizuwohnen, wenn sie die Leiche für diejenige Maries hielten. Niemand ist hingegangen. Selbst die Bewohner des Hauses in der Rue Pavée St. Andrée hörten nicht, daß von dem Vorfall gesprochen wurde. Herr St. Eustache, der Bräutigam des Mädchens, sagt aus, daß er erst am folgenden Morgen von dem Auffinden der Leiche gehört habe, als Herr Beauvais zu ihm kam und ihm davon erzählte.“

In dieser Weise suchte die Zeitung den Eindruck hervorzubringen, daß die Verwandten Maries eine Gleichgültigkeit an den Tag gelegt hätten, welche sich nicht mit der Annahme verträge, dieselben hätten den Leichnam für den ihrigen gehalten. Ihre Insinuationen kamen darauf hinaus: Marie habe sich aus Gründen, welche ihren Ruf als keusches Mädchen gefährdeten, mit Wissen ihrer Bekannten aus der Stadt entfernt, und letztere hätten dann, als in der Seine ein weiblicher Leichnam gefunden wurde, welcher einige Ähnlichkeit mit der Verschwundenen hatte, die Gelegenheit benutzt, um die Leute glauben zu machen, dieselbe sei tot. Aber L'Étoile hatte sich übereilt. Es wurde zur Evidenz bewiesen, daß die vermeintliche Apathie nicht existiert hatte — daß die alte Frau außerordentlich hinfällig und viel zu angegriffen war, um einem öffentlichen Akt beizuwohnen — daß Herr Eustache, weit entfernt davon, die Sache kühl aufzunehmen, vor Schmerz ganz außer sich war und dermaßen raste, daß Beauvais einen seiner Verwandten bat, über ihn zu wachen und ihn nicht der Ausgrabung beiwohnen zu lassen. Ja noch mehr: L'Étoile behauptete auch, die Leiche sei schließlich auf Stadtkosten beerdigt, weil die Familie ein wohlwollendes Anerbieten, dieselbe aus Privatmitteln zu bestatten, entschieden abgelehnt

habe — und auch dies alles wurde gründlich widerlegt. In einer spätern Nummer versuchte dasselbe Blatt Verdacht auf Beauvais selbst zu werfen. Die Stelle lautet:

„Die Angelegenheit gewinnt jetzt eine ganz neue Gestalt. Wir erfahren, daß Herr Beauvais eines Tages beim Fortgehen einer Madame B— welche sich im Hause der Madame Rogêt befand sagte, es werde ein Gendarm kommen, sie aber solle nicht mit diesem sprechen, sondern alles ihm — Beauvais — selbst überlassen. . . Es scheint, als hätte Herr Beauvais die ganze Angelegenheit in seine Hand genommen — man kann keinen Schritt in irgendwelcher Richtung tun, ohne auf ihn zu stoßen. . . Aus unbekanntem Gründen duldet er nicht, daß irgendjemand außer ihm selbst sich um die Sache kümmerte, und nach der Darstellung der Verwandten hat er dieselben überall in sehr auffallender Weise zurückgedrängt. Es scheint ihm viel daran gelegen gewesen zu sein, daß sie die Leiche nicht zu Gesicht bekommen sollten.“

Dieser auf Beauvais geworfene Verdacht wurde noch durch folgende Tatsache verstärkt. Einige Tage vor dem Verschwinden des Mädchens war jemand während Beauvais' Abwesenheit in dessen Bureau gekommen und hatte im Schlüsselloch eine Rose, auf einer nahe der Tür hängenden Tafel aber den Namen „Marie“ bemerkt. Nach allem, was wir aus den Zeitungen ersehen konnten, schien im allgemeinen die Ansicht vorzuherrschen, Marie sei das Opfer einer Bande von Strolchen geworden, welche sie an das andre Ufer des Flusses verschleppt, mißhandelt und dann ermordet hätten. „Le Commercial“ aber, ein einflußreiches Blatt, bestritt diesen letztem Teil der Annahme aus das entschiedenste. Ich zitiere hier einige Stellen: „Nach unsrer Überzeugung ist man bisher, insofern man die Aufmerksamkeit auf die Barrière du Roule lenkte, auf völlig falscher Fährte gewesen. Es ist unmöglich, daß dies von Tausenden gekannte junge Mädchen auch nur drei Straßen weit gegangen sein kann, ohne gesehen zu werden, und jeder, der ihr begegnet wäre, würde sich bei dem

allgemeinen Interesse, welches sie erregte, dessen erinnert haben. Zur Zeit als sie ausging, wimmelten die Straßen von Leuten ... Es ist unmöglich, daß sie nach der Barrière du Roule oder der Rue des Drâmes gelangen konnte, ohne von einem Dutzend Leuten erkannt zu werden, und doch hat sie niemand außerhalb des Hauses ihrer Mutter gesehen. Es fehlt an jedem Beweise, daß sie überhaupt ausgegangen ist, denn das Zeugnis besagt lediglich, daß sie erklärt habe, ausgehen zu wollen. Ihr Kleid war zerrissen und um den Leib geschlungen, um sie wie ein Bündel forttragen zu können. Wäre die Tat an der Barrière du Roule geschehen, dann war dies überflüssig. Die Tatsache, daß man den Körper in der dortigen Gegend schwimmend vorfand, beweist nicht, daß er auch dort ins Wasser geworfen wurde... Ein Stück des Unterkleides war herausgerissen und unter dem Kinn hindurch um den Kopf geschlungen, vermutlich, um sie am Schreien zu verhindern. Das müssen solche Kerle getan haben, die keine Taschentücher bei sich führen.“

Kurz vor dem Besuche des Präfekten erhielt jedoch die Polizei eine wichtige Mitteilung, welche die Annahme des „Commerciel“ im wesentlichen umzustößen schien. Zwei kleine Knaben, Söhne einer Madame Deluc, waren beim Durchstreifen des Waldes nahe bei der Barrière du Roule in ein Dickicht eingedrungen, worin sich drei oder vier große Steine befanden, welche eine Art von Sitz mit Rücklehne und Fußbank bildeten. Auf dem obersten Stein lag ein weißer Unterrock, auf dem andern ein seidnes Umhängetuch. Auch fanden sie dort einen Sonnenschirm, Handschuhe und ein Taschentuch mit dem Namen „Marie Rogêt“. An den Dornbüschen, welche die Stelle umgaben, hingen Kleiderfetzen. Die Erde war zertrampelt, Zweige waren abgebrochen und überall Spuren eines Kampfes. Zwischen dem Dickicht und dem Fluß waren die Gehege niedergelegt, und man sah deutlich, daß eine schwere Bürde in dieser Richtung fortgeschleift worden war.

„Le Soleil“, ein Wochenblatt, kommentierte im Einklang

mit der ganzen Pariser Presse diese Entdeckung in folgender Weise:

„Die Gegenstände müssen offenbar mindestens drei bis vier Wochen dort gelegen haben, denn sie waren infolge des Regens so stark mit Mehltau überzogen, daß sie aneinander klebten. Das Gras war über einige derselben hinweggewachsen. Die starke Seide des Sonnenschirms war zusammengeschnürt und der obere, enger znsammengefaltete Teil total verschimmelt und verfault, so daß er beim Aufmachen zerriß. . . Die von den Dornen abgeriffenen Stücke ihres Gewandes waren gegen drei Zoll breit und sechs Zoll lang. Eins davon war der Saum, das andere ein Teil des Rockes ohne den Saum. Sie sahen wie herausgerissene Streifen aus und hingen etwa einen Fuß von der Erde entfernt an dem Strauche. . . Es kann somit keinem Zweifel mehr unterliegen, daß man den Ort, wo dieses entsetzliche Verbrechen begangen wurde, gefunden hat.“

Die Entdeckung hatte eine neue Zeugenaussage zur Folge. Madame Deluc erklärte nämlich vor Gericht, daß sie unfern des Flußufers, der Barrière du Roule gegenüber, an der Landstraße ein Wirtshaus halte. Die Gegend ist außerordentlich abgelegen und pflegt nur des Sonntags von dem Lumpengesindel der Stadt besucht zu werden, welches in Kähnen über den Fluß setzt. Gegen drei Uhr an dem betreffenden Sonntage langte in dem Wirtshause ein junges Mädchen in Begleitung eines jungen Mannes von dunklem Teint an. Beide verweilten dort längere Zeit und schlugen beim Fortgehen die Richtung nach dem benachbarten Walde ein. Das Kleid des Mädchens fiel der Wirtin auf, weil es einige Ähnlichkeit mit demjenigen einer verstorbenen Verwandten hatte. Des Umhängetuches entsann sie sich genau. Bald nachdem das Pärchen sich entfernt, kam eine Bande von wüsten Gesellen, welche sich sehr lärmend betrug, die genossenen Speisen und Getränke nicht bezahlte, dann denselben Weg einschlug, welchen der junge Mann und das Mädchen genommen hatten, um die Dämmerung noch einmal wiederkam und anscheinend in großer Eile

über den Fluß zurückfuhr.

An demselben Abend, bald nach Dunkelwerden, hörte sowohl Madame Deluc wie deren ältester Sohn in der Nachbarschaft des Wirtshauses das Geschrei eines Frauenzimmers. Das Schreien war heftig, dauerte jedoch nur ganz kurze Zeit. Madame D. erkannte nicht nur das Umhängetuch wieder, sondern auch das Kleid. Nun trat auch noch ein Omnibuskutscher auf, welcher bezeugte, daß er Marie Rogêt an dem betreffenden Sonntag in Begleitung eines jungen Mannes von dunklem Teint auf einem Fährboot habe über die Seine fahren sehen. Der Kutscher kannte Marie und erklärte mit Bestimmtheit, daß von einem Irrtum seinerseits nicht die Rede sein könne. Die im Dickicht gefundenen Gegenstände wurden von den Verwandten des Mädchens als diesem gehörig erklärt. Zu diesem von mir auf Dupins Veranlassung gesammelten Material kam noch die, anscheinend hochwichtige, Tatsache hinzu, daß man kurz nach der Entdeckung der Kleider in der Nähe jenes Wäldchens den beinahe leblosen Körper St. Eustaches, des Bräutigams der Ermordeten, vorfand. Neben ihm lag ein Fläschchen mit der Etiketle: „Laudanum“. Er starb ohne ein Wort gesprochen zu haben. In seiner Tasche steckte ein Brief, worin er mitteilte, daß seine Liebe zu Marie ihn zum Selbstmord getrieben habe.

«Ich brauche Ihnen wohl kaum erst zu sagen», begann Dupin, nachdem er meine Aufzeichnungen gelesen, «daß dies ein viel verwickelterer Fall ist, als jener in der Rue Morgue, von welchem er insofern wesentlich abweicht, daß hier ein gewöhnlicher, wenn auch entsetzlicher Mord vorliegt, der nicht den eigentümlichen, outrierten Charakter jenes andern zeigt. Sie werden bemerkt haben, daß man aus diesem Grunde das Geheimnis für leicht lösbar hielt, während gerade das Gegenteil hätte der Fall sein müssen. Darum setzte man auch anfangs gar keine Belohnung aus. Das Myrmidonen-Fußvolk G—s vermochte sofort zu begreifen, wie und warum ein derartiges Verbrechen möglicherweise begangen werden könnte. Ihre Phantasie konnte sich

nicht eine, sondern viele Arten und Weisen, in welchen die Sache vor sich gegangen — nicht ein Motiv, sondern viele Motive zu der Tat ausmalen; und da es nicht unmöglich war, daß eine dieser Legion von Arten und Weisen einerseits, und eins von den Motiven andererseits der Wahrheit entsprach, so nahmen sie es für ausgemacht, daß es so sein müsse. Ich habe aber schon früher darauf hingewiesen, die einzig passende Frage bei derlei Gelegenheiten sei — nicht etwa: 'Was ist geschehen?' sondern: 'Was ist geschehen, das vordem noch nie geschah?'

«Wie im Fall der Madame L'Esplanaye und ihrer Tochter fällt auch hier die Annahme eines Selbstmordes fort. Der Zustand, in welchem die Leiche an der Barrière du Roule gefunden wurde, läßt keinen Zweifel darüber, daß wirklich ein Mord vorliege. Nun hat man aber die Behauptung aufgestellt, jene Leiche sei gar nicht diejenige der Marie Rogêt; wir haben somit vor allen Dingen die Identität dieser beiden festzustellen.

«Auf das große Publikum haben die Argumente des 'Étoile' entschieden Eindruck gemacht, und das Blatt weiß dies, denn es beginnt einen späteren Artikel mit den Worten: 'Verschiedene Morgenblätter sprechen von dem endgültigen Charakter unserer Behauptungen' Ich für meinen Teil kann nichts Endgültiges darin finden. Wir dürfen nicht vergessen, daß unsern Zeitungen im allgemeinen mehr daran liegt, Sensation zu erregen, als die Wahrheit an den Tag zu bringen. Nach letzterem Ziele streben sie nur, wenn gleichzeitig das erstere dadurch erreicht wird. Was lediglich die allgemeine Ansicht — gleichviel, wie wohlbegründet diese sein mag — widerspiegelt, hat für die Masse keinen Wert; sie hält nur denjenigen für grundweise, welcher dieser Ansicht schroff widerspricht. Im vorliegenden Falle ist es nach meiner Meinung nicht sowohl die Wahrscheinlichkeit, als der halb epigrammatische, halb melodramatische Charakter der Idee, daß Marie Rogêt noch lebe, welcher dieselbe dem Étoile eingab und bei den Lesern eine günstige Aufnahme finden ließ. Prüfen wir einmal die Argumente dieses

Blattes der Hauptsache nach.

«Zuerst sucht es aus der Kürze des Zeitraums, welcher zwischen dem Verschwinden Maries und dem Auffinden des schwimmenden Leichnams verfloß, zu beweisen, daß dieser Leichnam nicht derjenige Maries sein könne. Zu diesem Zwecke bemüht es sich, jenen Zeitraum auf die denkbar engsten Grenzen zu beschränken, und verfällt dadurch gleich zu Anfang in haltlose Hypothesen. ‚Es ist gar nicht daran zu denken‘ sagt L'Étoile, ‚daß der Mord — wenn ein solcher vorliegt — so früh ausgeführt wurde, daß die Mörder den Leichnam noch vor Mitternacht in die Seine werfen konnten.‘ Wir fragen naturgemäß: Warum? Warum ist gar nicht daran zu denken, daß sie innerhalb fünf Minuten nach dem Verlassen des mütterlichen Hauses ermordet wurde? Warum ist gar nicht daran zu denken, daß es zu irgend einer Tageszeit geschah? Mordtaten fallen zu allen Stunden vor. Wäre aber das Verbrechen zu irgend einer Zeit zwischen neun Uhr morgens und ein Viertel vor zwölf Uhr nachts geschehen, so hätten die Täter immer noch Zeit genug gehabt, ‚den Leichnam vor Mitternacht in die Seine zu werfen‘.

«Die eigentliche Absicht des Journalisten war, es als unwahrscheinlich hinzustellen, daß die Verbrecher gewagt haben sollten, die Leiche vor Mitternacht an den Fluß zu tragen, und hier stoßen wir wiederum auf eine jener Hypothesen, die mir nicht gefallen wollen. Er setzt voraus, der Mord müsse an einem Orte begangen worden sein, welcher es notwendig machte, daß das Opfer nach dem Flusse getragen wurde. Die Tat konnte aber auch dicht am Uferande oder auf der Seine selbst ausgeführt werden, und dann mußte das Hineinwerfen der Leiche als einfachstes Mittel, sich derselben zu entledigen, sofort und ohne Rücksicht auf die Tageszeit folgen. Ich beabsichtige weder, dies als wahrscheinlich, noch als mit meiner Ansicht übereinstimmend darzustellen, sondern Sie lediglich darauf aufmerksam zu machen, wie einseitig L'Étoile verfährt.

«Nachdem das Blatt dergestalt seiner vorgefaßten Mei-

nung zuliebe die erwähnten Zeitgrenzen möglichst eng gesteckt hat und dadurch zu dem Schluß gelangt ist, daß die Leiche, wenn es diejenige Maries war, nur sehr kurze Zeit im Wasser gelegen haben konnte, fährt das Blatt fort:

„Nun ist es aber Erfahrungssache, daß die Leichen von Ertrunkenen, oder von solchen, die unmittelbar nach der Ermordung ins Wasser geworfen wurden, sechs bis zehn Tage gebrauchen, ehe die Zersetzung so weit vorgeschritten ist, daß sie an die Oberfläche kommen. Selbst wenn der Körper infolge Abfeuerns eines Geschützes emporsteigt, so sinkt er von selbst wieder unter, wenn er nicht mindestens fünf bis sechs Tage im Wasser lag.“

«Sämtliche Pariser Zeitungen, mit Ausnahme des ‚Moniteur‘, haben diese Behauptungen als richtig akzeptiert, und das genannte Blatt greift den Satz nur insoweit an, als es sich auf ‚Leichen von Ertrunkenen‘ bezieht, indem sie ein halbes Dutzend Fälle anführt, wo solche nach einer kürzeren Spanne Zeit, als ‚L’Étoile‘ angibt, auf der Oberfläche schwimmend gefunden wurden. Es liegt etwas außerordentlich Unphilosophisches in diesem Versuch des Moniteurs die ganz allgemein aufgestellte Behauptung des ‚Étoile‘ durch Ausnahmen, und wären ihrer auch ein halbes Hundert, widerlegen zu wollen. Das letztgenannte Blatt will es ja nur als unwahrscheinlich nachweisen, daß der Körper nach weniger als drei Tagen emporgestiegen sein solle, und diese Unwahrscheinlichkeit bleibt, so lange man nicht eine genügende Anzahl von Fällen anführen kann, um die Regel umzustoßen.

«Will man überhaupt argumentieren, so muß dies gegen die Regel selbst geschehen; unterwerfen wir also einmal diese einer genauern Kritik. Der menschliche Körper ist im allgemeinen weder um vieles leichter, noch um vieles schwerer, als das Wasser der Seine, d. h., das spezifische Gewicht desselben ist unter gewöhnlichen Umständen demjenigen des Wassers annähernd gleich. Der Körper einer fetten, fleischigen Person mit feineren Knochen, ganz besonders derjenige eines Frauenzimmers ist leich-

ter, als derjenige einer magern, starkknochigen — also eines Mannes. Andererseits wird das spezifische Gewicht des Flußwassers einigermaßen durch den Wechsel von Ebbe und Flut des Meeres bedingt. Doch abgesehen von der Einwirkung der Flut kann man behaupten, daß selbst in reinem Flußwasser nur sehr wenige menschliche Körper von selbst untergehen. Beinahe jeder, der ins Wasser fällt, wird schwimmen, wenn er das spezifische Gewicht desselben nach Möglichkeit ausnutzt, d. h., wenn er sich ganz einsinken und nur Mund und Nasenlöcher über dem Niveau läßt. Die richtige Lage für einen des Schwimmens Unkundigen ist die ausgestreckte mit nach hinten gebognem Kopfe, wobei Mund und Nase allein außerhalb des Wassers bleiben. In dieser Stellung wird er schwimmen, ohne daß es der mindesten Anstrengung dazu bedürfte. Da aber nach physikalischen Gesetzen das Gewicht des Körpers und des durch denselben verdrängten Volumens Wasser einander ganz genau gleich sind, so reicht schon die kleinste Kleinigkeit hin, um eins oder das andre überwiegen zu machen. Ein aus dem Wasser erhobener Arm z. B. genügt, um den ganzen Kopf eintauchen zu machen, während man andererseits mit Hilfe des kleinsten Stückchens Holz den Kopf weit genug erheben kann, um sich umzuschauen. Bei den heftigen Bewegungen eines Nichtschwimmers werden nur stets die Arme in die Höhe geworfen, und der Kopf wird, anstatt nach hinten gebogen zu werden, gerade zu halten versucht. Die Folge hiervon ist das Eintauchen von Mund und Nase und das Eindringen des Wassers in dieselben. Auch der Magen nimmt dann viel Wasser auf, und der Körper wird um die Differenz schwerer, welche zwischen dem Gewicht der früher in jenen Höhlungen vorhandenen Luft und der dieselben jetzt ausfüllenden Flüssigkeit besteht. Diese Differenz genügt in den meisten Fällen, um den Körper unter sinken zu machen, reicht aber nicht aus bei fetten Personen mit zartem Knochenbau. Diese bleiben selbst nach dem Ertrinken auf der Oberfläche.

«Die bis zum Grund hinabgesunkene Leiche bleibt dort

bis auf irgendwelche Weise ihr spezifisches Gewicht geringer wird, als dasjenige des Wassers. Dies geschieht meistens durch Zersetzung, welche Gas erzeugt, die Zellengewebe und sämtliche Höhlungen aufspannt und dadurch dem Körper jenes entsetzliche aufgedunsne Ansehen verleiht. Allein diese Zersetzung wird durch eine Unzahl von Umständen modifiziert, als da sind: Wärme und Kälte, mineralische Bestandteile. Tiefe und Seichtheit des Wassers, und Eigentümlichkeiten des Körpers selbst. Man kann somit keinen bestimmten Zeitraum angeben, nach welchem dieser infolge solcher Zersetzung emporsteigt — es kann dies unter gewissen Bedingungen schon nach einer Stunde geschehen, unter andern auch ganz ausbleiben. Auch die säuerliche Gärung der im Magen befindlichen vegetabilischen Bestandteile kann, abgesehen von der Zersetzung des Körpers, eine hinreichende Masse von Gasen erzeugen, um diesen zu heben. Ein abgefeuertes Geschütz wirkt lediglich durch die Vibration. Diese kann die Leiche aus dem Schlamm lösen, von welchem sie umgeben ist, oder auch, indem sie die geringe noch vorhandne Zähigkeit des bereits in Verwesung übergehenden Zellengewebes überwindet, die innern, gaserfüllten Höhlungen weiter ausdehnen.

«Nachdem wir solchergestalt unsern Gegenstand wissenschaftlich beleuchtet haben, laß uns nun die Behauptungen des 'Étoile' prüfen. ‚Es ist Erfahrungssache‘, sagt dieses Blatt, ‚daß die Leichen von Ertrunkenen oder von solchen, die unmittelbar nach der Ermordung ins Wasser geworfen wurden, sechs bis zehn Tage gebrauchen, ehe die Zersetzung so weit vorgeschritten ist, daß sie an die Oberfläche kommen. Selbst wenn der Körper infolge Abfeuerns eines Geschützes emporsteigt, so sinkt er von selbst wieder unter, wenn er nicht mindestens fünf bis sechs Tage im Wasser lag‘. Diese ganze Stelle muß uns nun als ein Gewebe von Inkonsequenz und Zusammenhangslosigkeit erscheinen. Es ist nicht Erfahrungssache, daß die Leichen von Ertrunkenen sechs bis zehn Tage bedürfen, ehe die Zersetzung so weit vorangeschritten ist, daß sie an die Oberfläche kom-

men. Wenn ferner der Körper durch Abfeuern eines Geschützes gehoben ist, so ‚sinkt er nicht von selbst wieder unter‘, wenigstens nicht eher, als bis die Auflösung abermals weit genug vorgeschritten ist, um die erzeugten Gase entweichen zu lassen. Hier möchte ich aber Ihre Aufmerksamkeit auf die Unterscheidung von ‚Ertrunkenen‘ und von solchen, ‚die unmittelbar nach der Ermordung ins Wasser geworfen wurden‘, hinlenken. Obgleich der Verfasser einen Unterschied zugibt, wirft er doch beide in dieselbe Kategorie. Ich habe nachgewiesen, wie der Körper eines Ertrunkenen spezifisch schwerer wird und daß er überhaupt gar nicht sinken würde, wenn er nicht durch seine Versuche, unter der Oberfläche zu atmen, die Lungen mit Wasser, anstatt mit Luft, gefüllt hätte. Diese Versuche fallen aber fort bei ‚solchen, die unmittelbar nach der Ermordung ins Wasser geworfen wurden‘. Daher pflegt der Regel nach die Leiche im letzteren Falle überhaupt nicht zu sinken — eine Tatsache, von welcher ‚L’Etoile‘ nicht das mindeste weiß.

«Was also haben wir von der Behauptung zu halten, daß die aufgefundenene Leiche nicht diejenige der Marie Rogêt sein könne, weil dieselbe schon nach drei Tagen auf der Oberfläche schwamm? War sie ertrunken, so brauchte sie, als eine Frauenleiche, gar nicht zu sinken, oder konnte doch bereits innerhalb vierundzwanzig Stunden wieder zum Vorschein kommen. Es fällt aber keinem Menschen ein, sie für ertrunken zu halten, und wenn sie tot ins Wasser geworfen wurde, so blieb sie aller Wahrscheinlichkeit nach beständig auf der Oberfläche.

‘Aber,’ fährt L’Étoile fort, ‚wäre andererseits die Leiche bis Dienstag Abend am Ufer geblieben, so würde irgendwelche Spur der Mörder zu entdecken gewesen sein.‘ Hier wird es uns anfänglich schwer, die Absicht dieser Schlußfolgerung zu verstehen. Der Verfasser gedenkt einen Einwand zu widerlegen, welchen man seiner Theorie gegenüber erheben könnte — nämlich den, daß die Leiche zwei Tage am Lande geblieben und dort einer rapideren Zersetzung unterworfen gewesen sein könnte. Er nimmt an, daß

sie nur unter dieser Voraussetzung am Mittwoch schwimmend gefunden werden konnte, und deshalb bemüht er sich nachzuweisen, daß dies nicht möglich war, denn ‚dann würde irgendwelche Spur der Mörder zu entdecken gewesen sein‘. Sie lächeln über diese Folgerung. Sie begreifen nicht, inwiefern das längere Verbleiben des Leichnams am Ufer die Spuren der Mörder vermehren sollte — ich begreife das ebensowenig.

‚Schließlich aber ist es höchst unwahrscheinlich‘ sagt das Blatt weiter, ‚daß die Schurken, welche das Verbrechen begingen, den Körper ins Wasser geworfen haben sollten, ohne demselben ein Gewicht anzuhängen, das ihn sinken machte, was doch mit leichter Mühe hätte bewerkstelligt werden können.‘

«Beachten Sie einmal die geradezu lächerliche Unklarheit der Gedanken. Niemand bezweifelt — auch L'Étoile selbst nicht — daß an der aufgefundenen Leiche ein Mord begangen wurde; die Spuren äußerer Gewalt sind unverkennbar. Nun ist der einzige Zweck unseres Klüglers, zu beweisen, daß diese Leiche nicht diejenige der Marie Rogêt sei. Er will uns klarlegen, daß Marie, nicht aber, daß die im Fluß gefundene Frauensperson nicht ermordet wurde — und trotzdem weist er nur das letztere nach. Ein Leichnam wird gefunden, welchem kein Gewicht angehängt ist — hätten Mörder ihn hineingeworfen, so würden sie nicht versäumt haben, denselben zu beschweren — wurde er nicht von Mördern hineingeworfen. Das ist, wenn wir überhaupt den Beweis als solchen gelten lassen wollen, alles, was er bewiesen hat. Die Identitätsfrage wird gar nicht berührt, und L'Étoile hat nichts weiter getan, als sich die größte Mühe gegeben, dasjenige zu bestreiten, was er kurz vorher selbst zugab, denn das Blatt sagt an einer früheren Stelle: ‚Wir sind überzeugt, daß die aufgefundenen Leiche diejenige einer Ermordeten war.‘

«Dies ist aber keineswegs der einzige Fall, in welchem unser Klügler unbewußt gegen sich selbst zu Felde zieht. Wie schon gesagt, ist seine offenkundige Absicht, den Zeit-

raum zwischen Mariens Verschwinden und der Auffindung jener Leiche möglich kurz darzustellen — und dessenungeachtet legt er auf den Umstand Nachdruck, daß das Mädchen ‚seit Sonntag Morgen nicht wiedergesehen wurde und jede Spur von ihr fehle.‘ Das hätte er, umsomehr da es an Einseitigkeit leidet, nicht erwähnen sollen; denn wäre Marie etwa noch am Montag oder Dienstag von jemand gesehen worden, so würde der in Rede stehende Zeitraum und mit diesem zugleich — seinem eignen Kalkül gemäß — die Wahrscheinlichkeit, daß es die Leiche dieses Mädchens war, welche man fand, ganz bedeutend verringert worden sein.

«Gehen wir nun einmal denjenigen Teil der Argumente durch, welcher sich auf die Identifizierung der Leiche bezieht. Was das ‚Haar am Arme‘ betrifft, so hat L'Étoile sich offenbar eine Unredlichkeit zu schulden kommen lassen. Da Herr Beauvais nicht blödsinnig ist, konnte er unmöglich das bloße Vorhandensein desselben als Erkennungszeichen gelten lassen. Es gibt keinen Arm ohne Haar. Die Zeitung hat also einfach die Aussage dieses Zeugen entstellt. Er muß von besondern Kennzeichen dieses Haares — von dessen Farbe, Länge, Masse oder dem Orte, wo es sich vorfand, gesprochen haben.

‚Ihre Füße,‘ fährt die Zeitung fort, ‚waren klein — man findet aber Tausende von kleinen Füßen. Ihre Strumpfbänder sind ebensowenig ein Beweis, wie ihre Schuhe, denn Strumpfbänder und Schuhe von ganz gleichem Aussehen werden ja kistenweise verkauft. Dasselbe gilt von den Blumen am Hute. Herr Beauvais legt großes Gewicht darauf, daß die Schnallen an den Strumpfbändern zurückgesetzt waren. Dies beweist gar nichts, denn die meisten Frauen werden ihre Strumpfbänder nicht im Laden anprobieren und dort ihrer Beinweite anpassen.‘ Spricht der Journalist hier wirklich in vollem Ernst? Sobald Herr Beauvais jenen Leichnam gefunden und sich überzeugt hatte, daß derselbe nach seiner Größe und seinem Aussehen im allgemeinen der Vermißten ähnelte, würde er, ganz abgesehen von der Frage der Bekleidung, ein Recht gehabt haben, sein Bemü-

hen für erfolgreich zu halten. Kommt nun aber gar noch hinzu, daß er am Arm der Leiche eigentümliche Kennzeichen entdeckte, welche ihm an der lebenden Marie aufgefallen waren — daß die Füße von derselben auffallenden Kleinheit, daß die Schuhe die nämlichen waren, so steigt die Wahrscheinlichkeit, daß es die Leiche Maries war, nicht in bloß arithmetischer, nein, in geometrischer Progression, und was an und für sich gar nichts bewiesen haben würde, wird durch seine Stelle in dem Rechenexempel — ich meine durch seinen bekräftigenden Charakter — ein bestimmter Beweis. Nehmen wir noch die Blumen am Hut dazu — nicht eine, sondern mehrere Blumen — die Strumpfbänder, welche in derselben Weise enger gemacht worden waren, wie Marie es kurz vor dem Verlassen des Hauses mit den ihrigen getan, und wir haben, um die mathematische Bezeichnung beizubehalten, nicht mehr eine Addition von Beweisen — nein, Beweise multipliziert mit Beweisen, die zu einem ungeheueren Produkt angewachsen sind. Noch nach weiterem suchen zu wollen, wäre Torheit, wäre geradezu Wahnsinn. Wenn L'Étoile behauptet, jenes Verkürzen der Strumpfbänder komme häufig vor, so beweist das nur, wie starrsinnig dieses Blatt an seinen Irrtümern festhält. Schon die Elastizität derartiger Bänder mit Schnallen und Krampen spricht gegen die Behauptung, daß das Kürzermachen derselben ein gewöhnliches Vorkommnis sei. Was sich von selbst dem Körper anpaßt, bedarf nur äußerst selten hierzu einer Nachhilfe. Ein ganz besonderer Zufall muß die Veranlassung gewesen sein, und darum beweisen schon diese Strumpfbänder allein die Identität. Hier aber dreht es sich nicht mehr darum, daß die Leiche die Strumpfbänder des vermißten Mädchens an sich trug, oder ihren Hut, oder die Blumen an ihrem Hut, oder ihre Schuhe, oder das besondere Kennzeichen an ihrem Arme — sondern darum, daß dieselbe dies alles insgesamt aufwies. Was ferner die gegen Beauvais gerichteten Verdächtigungen anlangt, so werden Sie sich dieselben alsbald aus dem Sinne schlagen, wenn Sie diesen guten Mann seinem wahren

ren Charakter nach durchschaut haben. Er ist ein Hans in allen Gassen, ein Mensch, der sich überall aufdrängt, hat einen beschränkten Verstand und liebt das Abenteuerliche. Ein derartig veranlagtes Individuum wird sich bei ähnlichen Vorkommnissen stets so benehmen, wie er, und dadurch bei Superklugen oder Übelwollenden Verdacht erwecken. Alle jene verdächtigen Umstände vertragen sich weit besser mit meiner Hypothese von Abenteuersucht und Zudringlichkeit, als mit der Annahme einer Schuld. Gehen wir von dieser meiner Erklärung aus, so kann es uns nicht schwer fallen, alles zu begreifen: die Rose im Schlüsselloch — den Namen 'Marie' auf einer Tafel — das ‚Zurückdrängen der Verwandten‘ — sein Interesse daran, 'daß sie die Leiche nicht zu Gesicht bekommen sollten' — seine Äußerung gegen Madame B. — 'sie solle dem Gendarmen nichts sagen, sondern alles ihm selbst überlassen', und endlich seinen Wunsch, 'daß niemand außer ihm sich um die Sache kümmern möchte'. Für mich steht es über allen Zweifel fest, daß Beauvais in Marie verliebt war, daß diese mit ihm kokettiert, hat und daß der eitle Mensch sich den Anschein geben wollte, mit dem Mädchen in näheren Beziehungen gestanden zu haben. Doch genug hiervon. Die Behauptung des 'Étoile', daß die Mutter und die übrigen Verwandten eine Gleichgültigkeit an den Tag gelegt hätten, welche sich nicht mit der Annahme verträge, dieselben hätten an die Identität geglaubt, ist durch die Zeugenaussagen genügend widerlegt worden. Betrachten wir somit die Identitätsfrage als erledigt und fahren wir fort.»

«Und wie denken Sie über die Ansichten des ‚Commercial?« warf ich ein. «Diese verdienen, insofern die Schlußfolgerungen streng logisch sind, weit mehr Beachtung als alles übrige, was über die Sache geschrieben worden ist. Aber die Prämissen, von denen jene Schlußfolgerungen ausgehen, beruhen — in zwei Fällen wenigstens — auf mangelhaften Beobachtungen. ‚Le Commercial‘ will nachweisen, daß Marie in unmittelbarer Nähe ihrer Wohnung einer Bande von Strolchen in die Hände gefallen sei. ‚Es ist unmöglich‘,

sagt das Blatt, „daß dies von Tausenden gekannte junge Mädchen auch nur drei Straßen weit gegangen sein konnte, ohne gesehen zu werden? Das ist die Ansicht eines Mannes, welcher lange in Paris gelebt hat — eines Mannes der Öffentlichkeit, der fast niemals aus der Umgebung der Bureaux und Geschäftslokale herausgekommen ist. Er weiß sehr wohl, daß er selten ein Dutzend Straßen weit von seinem Bureau wekommt, ohne erkannt und begrüßt zu werden. Nun vergleicht er seine Notorität mit derjenigen des Ladenmädchens, findet zwischen beiden keinen großen Unterschied, und gelangt alsbald zu dem Schlusse, daß auch sie ebenso oft erkannt werden müßte. Er würde hierin auch recht haben, wenn ihre Ausgänge ebenso regelmäßig und ebenso auf eine gewisse Peripherie beschränkt gewesen wären, wie die seinigen, auf welchen er überdies der Natur der Sache gemäß häufig Kollegen oder doch Angestellten und Arbeitern der andern dort so zahlreichen Offizinen begegnet, die sich für ihn als einen Berufsgenossen interessieren. Das alles fällt aber bei den verschiedenartigen Ausgängen Maries fort, die man im allgemeinen als umherschweifend, als unstet bezeichnen kann. Sie werden später zugeben müssen, daß sie gerade in diesem besonderen Falle aller Wahrscheinlichkeit nach eine ganz neue Richtung eingeschlagen hat. Ich halte es daher nicht nur für möglich, sondern sogar für höchst wahrscheinlich, daß sie zunächst mit keinem einzigen zusammentraf, der sie kannte.

«Aber die Annahme des ‚Commerciel‘ verliert noch mehr an Gewicht, wenn wir die Stunde ins Auge fassen, zu welcher das Mädchen sein Daheim verließ. ‚Le Commercial‘ sagt: ‚Zur Zeit, als sie ausging, wimmelten die Straßen von Leuten?‘ Das ist falsch. Es war neun Uhr morgens. Die Straßen von Paris wimmeln allerdings an jedem Wochentage um neun Uhr morgens von Leuten, aber nicht am Sonntage. Um diese Zeit pflegen die meisten zu Hause zu sein und sich zum Kirchgang anzukleiden. Niemandem, der einige Beobachtungsgabe besitzt, kann das auffallend öde Ansehn der Stadt am Sonntag morgen zwischen acht und

zehn Uhr entgangen sein.

«Nun zu der zweiten Stelle, welche auf die mangelhaften Beobachtungen des ‚Commerciel‘ hinweist. ‚Ein Stück des Unterkleides war herausgerissen‘, sagt er, ‚und unter dem Kinn hindurch um den Kopf geschlungen, vermutlich, um sie am Schreien zu verhindern. Das müssen solche Kerle getan haben, die keine Taschentücher bei sich führen.‘ Ob der Zweck jenes Streifens richtig bezeichnet ist oder nicht, wollen wir später untersuchen; mit ‚Kerlen, die keine Taschentücher bei sich führen‘ aber meint er die niedrigste Klasse von Strolchen. Gerade diese führen jedoch in Paris stets ein Taschentuch bei sich, selbst wenn sie kein Hemd auf dem Leibe haben.»

«Und was haben wir von dem Artikel in ‚Le Soleil‘ zu halten?» fragte ich.

«Daß es ewig schade ist, daß der Verfasser nicht als Papagei auf die Welt kam. Er würde unbedingt der berühmteste Papagei aller Papageien geworden sein. Er hat lediglich das bereits Gesagte nachgeplappert, indem er es mit lobenswertem Fleiße aus allen möglichen Zeitungen zusammentrug. ‚Die Gegenstände müssen offenbar mindestens drei bis vier Wochen dort gelegen haben,‘ sagt er, ‚und es kann somit keinem Zweifel mehr unterliegen, daß man den Ort, wo das entsetzliche Verbrechen begangen wurde, gefunden hat.‘ Die in ‚Le Soleil‘ wiedergekäuten Tatsachen sind weit davon entfernt, meine Zweifel zu bannen. Doch wir wollen dieselben später genauer prüfen.

«Vorderhand haben wir uns noch mit anderen Untersuchungen zu beschäftigen. Es kann Ihnen nicht entgangen sein, wie nachlässig man bei der Leichenschau verfahren ist. Die Identität war allerdings festgestellt, aber man hat dennoch manches andere zu prüfen unterlassen. War die Verstorbene beraubt worden? Trug sie irgendwelche Schmucksachen an sich, als sie das Haus verließ, und wenn dies der Fall war — fanden sich dieselben auch an dem Leichnam vor? Das sind gewichtige Fragen, auf welche die Zeugenaussagen die Antwort schuldig bleiben, während

man noch andere von gleichgroßer Bedeutsamkeit ebenso unbeachtet ließ. Wir müssen hierüber selbst Erkundigungen einzuziehen suchen. Auch in Bezug auf St. Eustache bedarf es einer nochmaligen Untersuchung. Wir müssen die Vollgültigkeit jener Alibibeweise über allen Zweifel feststellen — geschehe es auch nur, um methodisch zu verfahren, denn mir erscheint er keineswegs verdächtig. Finden wir, daß mit jenen Beweisen alles in Ordnung ist, dann können wir vollständig von ihm absehen; denn sein Selbstmord allein ist keineswegs unerklärlich und genügt an und für sich nicht, um einen Verdacht auf ihn zu werfen.»

Diesem Vorschläge Dupins gemäß prüfte ich die betreffenden Zeugenaussagen auf das gewissenhafteste und gelangte dadurch zu der Überzeugung von ihrer vollen Gültigkeit und St. Eustaches Unschuld. Mein Freund beschäftigte sich unterdessen mit einer — mir anfänglich ganz zwecklos erscheinenden — Durchmusterung der verschiedensten Zeitungen und legte mir nach Ablauf einer Woche folgende Auszüge vor:

„Vor etwa drei und einem halben Jahre hat sich bereits ein dem jetzigen ganz ähnlicher Fall ereignet. Dieselbe Marie Rogêt verschwand nämlich damals aus dem Parfümerieladen des Herrn Le Blanc im Palais Royal, um eine Woche später so gesund wie immer, nur etwas bleicher als zuvor zu ihrem Kontor zurückzukehren. Herr Le Blanc und ihre Mutter ließen verlauten, das Mädchen habe nur eine Verwandte auf dem Lande besucht, und die Sache wurde bald totgeschwiegen. Wir vermuten, daß diesmal ein ähnlicher Geniestreich vorliegt und daß wir nach einer Woche oder einem Monat das Vergnügen haben werden, sie wieder in unsrer Mitte zu sehen.“ — („Abendblatt' von Montag den 23. Juni).

„Eine der gestrigen Abendzeitungen erinnert an ein früheres mysteriöses Verschwinden der Marie Rogêt. Es ist vielfach mit Bestimmtheit behauptet worden, daß dieselbe sich während ihrer Abwesenheit aus dem Geschäft in der Gesellschaft eines jungen, seiner Liederlichkeit halber be-

rüchtigten Marineoffiziers befunden und daß ein — glücklicherweise — zwischen beiden ausgebrochener Zwist sie zur Heimkehr bewogen habe. Wir kennen den Namen des betreffenden Don Juan, welcher zur Zeit in Paris stationiert ist, wollen denselben jedoch aus naheliegenden Gründen nicht nennen.“ — (Le Mercurie', Dienstag den 24. Juni.)

„Eine Gewalttat der abscheulichsten Art ist vorgestern in der Nähe unserer Stadt begangen worden. Ein Herr in Begleitung seiner Gattin und Tochter engagierte um die Dämmerung sechs junge Burschen, welche in einem Boot müßig am Seineufer hin- und herfuhren, ihn und die Seinen über den Fluß zu schaffen. Am jenseitigen Ufer angelangt, stiegen die drei aus und waren schon so weit gegangen, daß sie den Nachen nicht mehr sehen konnten, als die Tochter bemerkte, daß sie ihren Sonnenschirm darin liegen gelassen hatte. Sie kehrte um, wurde von der Bande ergriffen, in die Strömung hinausgefahren, geknebelt und, nachdem ihr brutale Gewalt angetan worden war, am andern Ufer ans Land gesetzt. Die Schurken sind für diesmal entkommen, aber die Polizei ist ihnen auf der Spur.“ (Morgenblatt, 25. Juni).

„Wir haben wiederholt Zuschriften empfangen, welche aufs neue den vor einigen Tagen arrestierten, aber wegen Mangels an Beweisen wieder freigelassenen Herrn Mennais des jüngst begangenen entsetzlichen Verbrechens beschuldigen. Da dieser Herr jedoch durch die Untersuchung glänzend gerechtfertigt wurde und da die Argumente unserer Korrespondenten mehr Eifer als Verstand verraten, so halten wir es nicht für geboten, dieselben zu veröffentlichen.“ — (Morgenblatt, 28. Juni.)

„Uns sind mehrere im eindringlichsten Tone abgefaßte Mitteilungen zugegangen, die dem Anschein nach aus verschiedenen Quellen stammen und es als eine über allen Zweifel erhabene Tatsache hinstellen, daß die unglückliche Marie Rogêt das Opfer einer der zahlreichen Banden von Strolchen geworden ist, welche an Sonntagen die Umgebung unsrer Stadt unsicher machen. Auch wir stimmen

dieser Ansicht bei und werden demnächst einige jener Argumente publizieren.“ — (Abendblatt, Dienstag den 31. Juni.)

„Am Montag sah einer der Bootsleute vom Steueramt ein leeres Boot die Seine hinabtreiben. Auf dem Boden desselben lagen Segel. Der Bootsmann bugsierte es nach seiner Station; am folgenden Morgen war es jedoch ohne Wissen der Beamten wieder fortgeschafft worden. Das Steuerruder befindet sich noch dort.“ — (La Diligence, Donnerstag den 26. Juni.)

«Bei Numero eins und zwei wollen wir uns jetzt nicht aufhalten», hob Dupin an, als ich mit dem Lesen der Auszüge fertig war. «Ich habe sie hauptsächlich deshalb notiert, um Ihnen zu zeigen, wie außerordentlich nachlässig die Polizei verfahren ist, die, soviel ich vom Präfekten hörte, sich noch nicht einmal die Mühe gegeben hat, jenen Marineoffizier einem Verhör zu unterziehen, trotzdem es geradezu verrückt wäre, wenn man behaupten wollte, daß das erste Verschwinden Maries mit dem zweiten nicht in Beziehung zu bringen sei. Geben wir zu, daß ihre erste Entführung in einem Streit zwischen dem Liebespaar und der Rückkehr des Mädchens geendet habe, dann wird uns ihre abermalige Flucht — wenn wir erst wissen, daß es sich um eine solche handelt — an eine Erneuerung der Anträge von seiten des Entführers, an eine Versöhnung denken lassen. Es ist viel wahrscheinlicher, daß derjenige, welcher schon einmal mit Marie entflohen war, seinen Vorschlag wiederholte, als daß ein solcher Vorschlag von einer dritten Person ausgegangen sein sollte. Und nun möchte ich Ihre Aufmerksamkeit auf die Tatsache lenken, daß zwischen ihrem ersten und zweiten Verschwinden nur wenige Monate mehr liegen, als die Zeit beträgt, welche unsre Kriegsschiffe zu ihrem Kreuzen zu gebrauchen pflegen. Hatte der Verehrer damals seinen Schurkenplan aufgeben müssen, weil ihn die Dienstpflicht zur Abreise zwang, und unmittelbar nach der Rückkehr das damals nicht vollständig Erreichte nachzuholen versucht? Von alledem wissen wir nichts.

«Sie werden mir freilich einwerfen, daß ja in diesem zweiten Fall kein Entlaufen vorliege. Wohl wahr — aber wer wollte behaupten, daß nicht die, allerdings vereitelte, Absicht dazu vorgelegen habe? Außer St. Eustache, und vielleicht Beauvais noch, scheint Marie keinen anerkannten, ehrlichen und offenen Anbeter gehabt zu haben. Wer ist also dieser geheime Liebhaber, voll dem die Verwandten nichts wissen, und mit welchem Marie trotz alledem am Sonntag Morgen ein Stelldichein hat — dem sie so viel Vertrauen schenkt, daß sie nicht ansteht, mit ihm bis zum Dunkelwerden in dem einsamen Wäldchen der Barrière du Roule zu verweilen? Und was hat jene seltsame Prophezeiung der Mutter nach Maries Fortgehn zu bedeuten: ‚Ich fürchte, ich werde mein Kind niemals wiedersehen!‘ —?

«Wenn wir indessen auch nicht annehmen könnten, daß die Mutter mit der Absicht der Tochter vertraut gewesen sei, so dürfen wir nichtsdestoweniger daran festhalten, daß das Mädchen mit dieser Absicht umgegangen ist. Als sie das Haus verließ, sagte sie, sie wolle ihre Tante in der Rue des Drâmes besuchen, und bat St. Eustache, sie am Abend abzuholen. Das scheint im ersten Moment stark gegen meine Annahme zu streiten; aber lassen Sie uns einmal nachdenken. Daß sie mit jemand zusammentraf, mit ihm an das andere Ufer ging und die Barrière du Roule erst um drei Uhr nachmittags erreichte, wissen wir. Als sie aber — gleichviel zu welchem Zweck, gleichviel ob mit oder ohne Wissen der Mutter — in all dies willigte, muß sie an ihre beim Fortgehn ausgesprochene Absicht, an das Erstaunen und den Argwohn ihres Bräutigams gedacht haben, wenn dieser zur bezeichneten Stunde nach der Rue des Drâmes kam, dort erfuhr, daß sie gar nicht dagewesen sei, und bei der Rückkehr in die Pension der Mutter die Gesuchte noch immer nicht vorfand. An das alles muß sie gedacht haben, sage ich. Sie muß den Zorn St. Eustaches, den Argwohn aller übrigen vorausgesehen haben. Es konnte ihr nicht in den Sinn kommen, heimzukehren und diesem Argwohn die Stirn zu bieten.

«Aber der ganze Verdacht verwandelt sich sofort in eine Sache von geringer Bedeutung für das Mädchen, wenn wir annehmen, daß sie nicht zurückzukehren beabsichtigte. Ihre Gedanken können etwa folgende gewesen sein: 'Ich stehe im Begriff, zu einem gewissen jemand zu gehen und mit ihm zu entfliehn (oder zu irgend einem andern, nur mir allein bekannten Zweck). Ich darf niemand Gelegenheit lassen, mich dabei zu stören — uns muß hinlänglich Zeit bleiben, eine Verfolgung zu vereiteln — ich werde sagen, ich ginge zur Tante in der Rue des Drâmes und wolle den Tag über bei dieser bleiben — ich werde St. Eustache bitten, mich erst am Abend abzuholen — auf diese Weise wird meine lange Abwesenheit weder Verdacht noch Besorgnis erregen, und ich gewinne soviel Zeit, wie nur irgend möglich. Wenn ich St. Eustache beauftrage, mich erst am Abend abzuholen, so wird er sicher nicht früher kommen; sage ich aber gar nichts zu ihm, so gewinne ich einen weit kürzeren Vorsprung, denn dann wird man annehmen, ich komme bald wieder, und mein Ausbleiben wird um so früher Besorgnis erwecken. Hätte ich überhaupt die Absicht, zurückzukehren, und es handelte sich lediglich um einen Spaziergang mit dem gewissen jemand, so würde es unklug sein, St. Eustache bestellen zu wollen, denn er würde auf diese Art mit Bestimmtheit erfahren, daß ich ihn hintergangen habe, während, wenn ich ihn über das Ziel meines Ausflugs im Dunkeln lasse, ich ihm bei der Heimkehr, ohne eine Entdeckung befürchten zu brauchen, weismachen kann, ich sei bei der Tante gewesen. Da ich aber niemals (oder nicht eher, als bis gewisse Dinge verheimlicht werden können) wiederkommen will, so handelt es sich für mich nur darum, Zeit zu gewinnen, und alles andere ist mir gleichgültig.'

«Aus Ihren Notizen haben Sie ersehen, daß man allgemein der Ansicht ist und von Anfang an war, das unglückliche Mädchen sei einer Bande von Strolchen zum Opfer gefallen. Nun darf man unter gewissen Umständen die öffentliche Meinung nicht unterschätzen — das heißt, wenn diese aus sich selbst entstanden ist, wenn sie sich in völ-

lig spontaner Weise kundgibt. Im vorliegenden Falle jedoch will es mir scheinen, als habe sich diese 'öffentliche Meinung' allzusehr durch jenes Seitenstück dazu beeinflussen lassen, von welchem der dritte meiner Auszüge handelt. Ganz Paris ist in Aufregung, weil man die Leiche Marie Rogêts, eines jungen, schönen und von vielen gekannten Mädchens mit allen Anzeichen der ihr angetanen Gewalt in der Seine gefunden hat. Da erfährt es, daß genau um dieselbe Zeit von einer Bande junger Strolche eine ganz ähnliche Schandtät an einem zweiten Mädchen verübt worden ist. Darf es nun Wunder nehmen, wenn die letztere die öffentliche Meinung in Beziehung auf die erstere beeinflußt? Marie wurde im Flusse gefunden, und auf demselben Flusse vollzog sich das andere Verbrechen; ein Wunder wäre es, wenn die Menge keinen Zusammenhang zwischen beiden zu finden suchte. Für mich aber ist das nur eher ein Beweis, daß das andere, um dieselbe Zeit vollbrachte, nicht in derselben Weise ausgeführt wurde. Es wäre geradezu ein Mirakel zu nennen, wenn zu der nämlichen Zeit, wo eine Bande von Strolchen an einer Stelle ein ganz unerhörtes Verbrechen begeht, eine andre ähnliche Bande an einer ähnlichen Stelle in der nämlichen Stadt unter gleichen Umständen und mit den gleichen Hilfsmitteln ein Verbrechen derselben Art verübt haben sollte! Und dennoch mutet uns diese 'öffentliche Meinung' zu, an diese ganze lange Reihe von wunderbaren Zusammentreffen zu glauben!

«Ehe wir weitergehen, lassen Sie uns einen Blick auf den vermeintlichen Schauplatz der Tat im Dickicht an der Barrière du Roule werfen. Dasselbe liegt in der unmittelbaren Nähe einer öffentlichen Fahrstraße und man fand dort drei oder vier große Steine vor, welche eine Art von Sitz mit einer Rücklehne und einer Fußbank bilden. Auf dem obersten Stein lag ein weißer Unterrock, auf dem zweiten ein seidenes Umhängtuch. Auch ein Sonnenschirm, Handschuhe und ein Taschentuch mit dem Namen 'Marie Rogêt' fanden sich vor. An den Dornbüschen hingen Kleiderfetzen. Die Erde war zertrampelt, Zweige waren abgebrochen und überall

zeigten sich Spuren eines Kampfes.

«Die Entdeckung dieses Dickichts hat allgemeines Aufsehen erregt; man glaubte mit Bestimmtheit den Ort gefunden zu haben, wo das Verbrechen stattfand, und dennoch werden Sie zugeben müssen, daß noch hinreichend Grund zu zweifeln bleibt. Wäre, wie ‚Le Commercial‘ meint, der wirkliche Schauplatz in größerer Nähe der Rue Pavée St. Andrée zu suchen, so mußten die Täter — vorausgesetzt, daß sie noch in Paris sind — naturgemäß von Entsetzen erfaßt werden, als die öffentliche Aufmerksamkeit auf einmal in das richtige Fahrwasser gelenkt wurde, und der Gedanke mußte sich ihnen aufdrängen, daß irgend eine Anstrengung, jener Aufmerksamkeit eine andre Richtung zu geben, unbedingt nötig sei. Da man nun schon vorher auf die Barrière du Roule hingewiesen hatte, so ergab sich die Idee, die Gegenstände dorthin zu legen, wo sie gefunden wurden, ganz von selbst. Es ist keineswegs bewiesen — obgleich ‚Le Soleil‘ dies annimmt — daß die aufgefundenen Sachen länger als ein Paar Tage in dem Dickicht gelegen haben; im Gegenteil sprechen sehr viele Indizien dafür, daß dieselben dort nicht volle zwanzig Tage lang unentdeckt bleiben konnten. ‚Sie waren infolge des Regens so stark mit Mehltau überzogen‘ schreibt das Blatt im Einklang mit der übrigen Presse, ‚daß sie aneinander klebten. Das Gras war über einige derselben hinweggewachsen. Die starke Seide des Sonnenschirms war zusammengeschnürt und der obere, enger zusammengefaltete Teil total verschimmelt und verfault, so daß er beim Aufmachen zerriß.’

«Was das ‚über einige derselben hinweggewachsene Gras‘ anbelangt, so ist klar, daß die Tatsache nur aus den Erzählungen, mithin aus den Erinnerungen zweier kleiner Knaben festgestellt werden konnte; denn diese nahmen die Gegenstände mit sich heim, ehe letztere einer dritten Person zu Gesicht kamen. Bei einer feuchtwarmen Temperatur aber, wie sie zur Zeit herrschte, kann Gras in einem einzigen Tage um ein paar Zoll wachsen. Was nun den Mehltau betrifft, so fragt man sich unwillkürlich: ‚Sollte der Verfas-

ser wirklich die Natur desselben nicht kennen? Muß man ihn erst belehren, daß er gleich dem Schimmel zu jener Klasse von Pilzen gehört, deren bekannteste Eigentümlichkeit es ist, daß sie binnen vierundzwanzig Stunden werden und wieder vergehen?

«Wir sehen also, wie nichtig, ja wie absurd die angeblichen Beweise erscheinen müssen, daß die Gegenstände sich 'mindestens drei bis vier Wochen' in dem Dickicht befunden haben. Andererseits aber ist es schwer zu glauben, daß dieselben länger als eine Woche, länger als von einem Sonntag bis zum andern dort gelegen haben können. Wer die Umgebung von Paris kennt, weiß auch wie schwierig es ist, ein einsames Plätzchen zu finden, wenn er sich nicht sehr weit von dessen Weichbilde entfernt. Wenn aber die Umgebung der Stadt schon an Wochentagen so bevölkert ist, in wieviel größerem Maße muß sie es erst am Sonntag sein! Ich wiederhole nur, was jedem unbefangenen Beobachter einleuchten muß, wenn ich sage, daß es als ein reines Wunder zu betrachten wäre, wenn jene Sachen länger als bis zum nächstfolgenden Feiertage unbemerkt geblieben wären.

«Es liegen aber noch andere Gründe zu dem Verdacht vor, daß dieselben in der Absicht dort niedergelegt wurden, die Aufmerksamkeit vom wahren Schauplatz des Verbrechens abzulenken. Vergleichen Sie einmal das Datum der Entdeckung mit demjenigen meines fünften Auszugs und Sie werden finden, daß sie den 'im eindringlichsten Tone abgefaßten Mitteilungen' fast unmittelbar folgte. Diese Mitteilungen, obwohl ihrer mehrere waren und sie scheinbar von verschiedenen Einsendern kamen, verfolgten aber nur einen Zweck, nämlich den: die Aufmerksamkeit auf eine Bande verbrecherischer Subjekte und auf die Umgebung der Barrière du Roule als den Ort der Tat zu lenken. Der Verdacht liegt nahe, daß die Gegenstände erst an dem Tage, an welchem jene Mitteilungen auf die Post gegeben wurden — oder mindestens kurz vorher — von den schuldbewußten Absendern selbst in das Dickicht geschafft worden sind.

«Dieses Dickicht hat seine Eigentümlichkeit. Inmitten

desselben befinden sich drei seltsam geformte Steine, welche einen Sitz mit Rücklehne und Fußbank bilden. Es liegt dicht bei dem Wirtshause der Madame Deluc. Sollte es allzu gewagt sein, wenn man tausend gegen eins wettete, daß kaum ein Tag verging, an welchem nicht wenigstens einer ihrer umherschweifenden Knaben sich in dieser schattigen Halle verborgen und auf dem natürlichen Throne niedergelassen hätte? Wer sich lange besinnen könnte, eine solche Wette einzugehen, müßte entweder niemals ein richtiger Knabe gewesen sein, oder vergessen haben, was Knabenart ist.

«Beachten Sie ferner das Gekünstelte in dem Arrangement der Kleidungsstücke. Auf dem obersten Stein lag ein weißer Unterrock, auf dem anderen, niedrigeren, ein seidenes Umhängetuch, und ringsumher verstreut fand man einen Sonnenschirm, Handschuhe und ein Taschentuch mit dem Namen 'Marie Rogêt'. Ich hätte erwartet, diese Dinge sämtlich auf dem Boden liegend und mit Füßen getreten vorzufinden. Bei der Enge des Raumes ist es kaum möglich, daß Unterrock und Tuch auf den Steinen liegen blieben und nicht herabgestreift wurden, während mehrere Personen sich dort herumbalgt. 'Überall zeigten sich Spuren eines Kampfes' heißt es, 'die Erde war zertrampelt und Zweige waren abgebrochen' — und dennoch liegen Rock und Tuch da, wie auf Regalen! 'Die von den Dornen abgerissenen Stücke ihres Gewandes waren gegen drei Zoll breit und sechs Zoll lang. Eins davon war der Saum . . . des Rockes. Sie sahen wie herausgerissene Streifen aus.'

«Hier hat 'Le Soleil', ohne es zu wissen, sich eines sehr verdächtigen Ausdrucks bedient. Die geschilderten Stücke sehen allerdings wie 'herausgerissene Streifen' aus, aber wie absichtlich und mit den Händen herausgerissene. Es kommt fast niemals vor, daß ein Dorn aus einem derartigen Gewände ein Stück heraus reißt. Er kann es wohl rechtwinklig aufschlitzen, indem er naturgemäß das Gewebe nach zwei Richtungen zertrennt, aber der so entstandene Lappen bleibt am Ganzen hängen. Bei alledem habe

ich den Saum des Kleides noch nicht in Betracht gezogen — kommt dieser gar noch hinzu, so wird das Herausreißen absolut unmöglich. 'Eins davon war der Saum des Kleides' berichtet 'Le Soleil'! Ein anderes Stück 'ein Teil des Rockes, ohne den Saum' — das heißt also: es war durch die Dornen aus der Mitte des Kleides total herausgetrennt! Das alles sind Dinge welche man zu bezweifeln hinreichende Ursache hat, aber sie fallen dennoch nicht so schwer ins Gewicht, als der erstaunliche Umstand, daß diese Gegenstände von Mördern zurückgelassen sein sollen, welche andererseits Zeit und Ruhe genug fanden, um den Leichnam hinwegzuschaffen. Sie haben mich übrigens total mißverstanden, wenn Sie glauben, ich wolle bestreiten, daß jener Dickicht der Schauplatz des Verbrechens gewesen sei. (Es mag ja dort, noch wahrscheinlicher aber im Haus der Madame Teluc etwas vorgefallen sein, doch das ist Nebensache — die Mörder selbst sind es, nach welchen wir forschen. Was ich hier ausgeführt, hatte lediglich den Zweck — einmal, Ihnen die Nichtigkeit der unbesonnenen Behauptungen in 'Le Soleil' darzutun, und zweitens und hauptsächlich, Sie auf dem allernatürlichsten Wege zur Betrachtung der Frage zu veranlassen, ob denn hier wirklich eine von einer Bande, also von mehreren, vollbrachte Tat vorliege oder nicht.

«Berücksichtigen wir einmal jene 'Spuren eines Kampfes'. Was sollen sie beweisen? daß eine Bande dort war. Aber beweisen sie denn nicht weit eher das Gegenteil? Wie hätte ein Kampf — ein so heftiger Kampf, der ringsum 'Spuren' zurückließ — stattfinden können zwischen einem hilflosen Mädchen und der vermeintlichen Bande von Strolchen? Es brauchten nur ein paar stämmige Arme zuzufassen, und alles war vorüber. Beachten Sie wohl, daß die Argumente, welche ich gegen das Dickicht als den Schauplatz des Verbrechens ausbrachte, der Hauptsache nach nur dann Anwendung finden, wenn man sich mehrere Personen als die Täter denkt. Sobald man jedoch einen einzigen Verbrecher annimmt, kann man sich sehr sehr wohl den stattgehabten Kampf als heftig genug vorstellen, um jene 'Spuren' zurück-

zulassen. Gehen wir weiter. Ich habe bereits auf den verdächtigen Umstand hingewiesen, daß man die Sachen dort liegen gelassen haben sollte. Wenn die Täter noch Geistesgegenwart genug besaßen, die Leiche fortzuschaffen — und das nimmt man doch an — sollten sie einen viel positiveren Beweis, das Taschentuch mit dem Namen der Verstorbenen, übersehen haben? Ich nenne dies einen viel positiveren Beweis, als die Leiche selbst, denn deren Züge konnten durch Verwesung binnen kurzer Zeit bis zur Unkenntlichkeit entstellt werden. Wenn dies zufällig geschah, so konnte es wohl einem einzelnen Individuum, nicht aber einer ganzen Rotte begeben. Stellen wir uns einmal diese Szene vor: Ein einzelner Mensch hat den Mord begangen. Seine Leidenschaft ist verbraucht — vor ihm liegt die Tote — Entsetzen erfaßt sein Herz, denn er ist allein mit seinem Opfer. Er zittert — seine Sinne verwirren sich. Doch die Notwendigkeit gebietet es, daß er den Leichnam beiseite schaffe. Er trägt ihn nach dem Flusse, läßt aber die übrigen Anzeichen der Tat zurück, weil es ihm schwer, vielleicht unmöglich wird, alles auf einmal aus dem Wege zu räumen, und er ja leicht zurückkehren kann, um das übrige zu holen. Da steigert sich auf dem mühsamen Wege zum Wasser seine Angst. Ferne Stimmen dringen bis zu ihm herüber. Wohl ein dutzendmal glaubt er Schritte zu hören — er wähnt sich beobachtet; selbst die von der Stadt herüberblinkenden Lichter verwirren ihn. Endlich — endlich erreicht er das Ufer und entledigt sich seiner gräßlichen Bürde, vermutlich mit Hilfe eines Bootes. Nun aber könnten alle Schätze dieser Erde den einsamen Mörder nicht mehr bewegen, denselben Weg noch einmal zu machen, noch einmal das Dickicht mit seinen furchtbaren Erinnerungen zu betreten! Er kehrt nicht zurück, entstehe daraus was da wolle. Er kann es nicht. Alle seine Gedanken sind ans augenblickliche Flucht gerichtet. Er wendet jenem entsetzlichen Walde für immer den Rücken und flieht, als folge ihm der Zorn des ewigen Richters.

«Wie stände es nun aber mit einer ganzen Bande? Das

Gefühl, in Gesellschaft zu sein, würde jeden einzelnen keck und zuversichtlich gemacht haben — wenn es überhaupt der Brust des normalen Strolches jemals an Zuversicht fehlen sollte, und nur aus solchen bestehen ja diese Banden. Könnten wir annehmen, daß einer daß zwei oder selbst drei irgend etwas übersehn haben sollten, so würde dem durch einen vierten abgeholfen worden sein. Sie würden auch nichts zurückgelassen haben, denn ihre Zahl hätte es ihnen möglich gemacht, alles auf einmal zu tragen — sie brauchten eben nicht wieder umzukehren.

«Berücksichtigen Sie nun den Umstand, daß in das Kleid der aufgefundenen Leiche, vom unteren Saum bis zum Gürtel ein etwa fußbreiter Streifen eingerissen, dann, ohne oben losgetrennt zu sein, dreimal um die Taille geschlungen und am Rücken mittelst einer Art von Schlinge befestigt worden war'. Das geschah in der offenbaren Absicht, eine Handhabe zu gewinnen, mittelst welcher man den Körper forttragen konnte. Aber würde eine Anzahl von Männern auch nur im entferntesten daran gedacht haben, zu einem solchen Hilfsmittel zu greifen? Schon für drei oder vier derselben mußten die Glieder der Toten nicht nur einen genügenden, sondern auch den denkbar bequemsten Halt bieten. Nur ein einzelner konnte auf jenen Einfall kommen. Und hierdurch werden wir an die Tatsache erinnert, daß zwischen dem Dickicht und dem Fluß die Gehege niedergelegt waren und man deutlich erkennen konnte, daß eine schwere Bürde in dieser Richtung fortgeschleift worden war'. Würde wohl eine Anzahl von Männern sich die überflüssige Mühe geinacht haben, ein Gehege niederzulegen, um eine Leiche hindurch zu schleppen, welche sie im Nu darüber hinwegheben konnten? Würden die Leute überhaupt den Körper derartig geschleift haben, daß deutliche Spuren hiervon zurückblieben?

«Hier müssen wir auf eine Bemerkung des ‚Commerciell‘ zurückkommen, welche ich bereits früher beleuchtet habe. ‚Ein Stück des Unterkleides war herausgerissen‘, sagt das Blatt, ‚und unter dem Kinn hindurch um den Kopf ge-

schlungen, vermutlich, um sie am Schreien zu verhindern. Das müssen solche Kerle getan haben, die keine Taschentücher bei sich führen.'

«Die letzte Schlußfolgerung habe ich schon besprochen; sie wird noch haltloser durch die Tatsache, daß ja ein Taschentuch in dem Dickicht zurückblieb. Daß es nicht der Zweck war, ‚sie am Schreien zu verhindern‘, leuchtet ebenfalls ein, denn sonst hätte man statt der Bandage etwas Zweckmäßigeres gewählt. Die Zeugenaussagen sprechen von dem erwähnten Strick als ‚lose um den Hals liegend und mit einem festen Knoten zugeknüpft‘. Die Ausdrucksweise ist etwas undeutlich, weicht aber ganz wesentlich von den Worten des ‚Le Commercial‘ ab. Der Streifen war achtzehn Zoll breit und konnte daher trotz der Feinheit des Stoffes eine ziemlich starke Fessel bilden, wenn er der Länge nach zusammengeknüllt wurde. So zusammengeknüllt hat man ihn denn auch gefunden.

«Meine Schlußfolgerung ist nun diese: Nachdem der Mörder den Körper mittelst des um die Taille gewickelten Streifens eine Strecke weit getragen, fand er dessen Gewicht zu schwer, und beschloß nun, denselben hinter sich her zu schleifen. Zu diesem Zweck mußte etwas Seilartiges an einer der Extremitäten befestigt werden. Der Hals erschien hierzu am geeignetsten, weil der Kopf das Abrutschen verhinderte. Gewiß hat er zuerst an den um die Taille gewickelten Streifen gedacht; aber dieser war ja mehrmals um den Leib geschlungen, saß am Gürtel noch fest, und auch das Auflösen der Schlinge würde zeitraubend gewesen sein. Viel bequemer ließ sich ein neuer Streifen aus dem Unterkleide trennen. Er tat dies, befestigte den Streifen am Halse, und schleifte nun an diesem sein Opfer bis an den Rand des Flusses. Der Umstand, daß er überhaupt zu einem so zeitraubenden und unvollkommenen Behelfe griff, beweist, daß er sich erst von der Notwendigkeit dieser Maßnahme überzeugte, als das Taschentuch nicht mehr erreichbar war, das heißt, als er sich bereits auf dem Wege vom Dickicht zum Flusse befand.

«Aber' werden Sie sagen, ,das Zeugnis der Madame Deluc spricht ausdrücklich von einer Bande, welche sich etwa um die Zeit, wo der Mord geschah, in der Gegend jenes Dickichts befand? Ich zweifle nicht hieran, sondern glaube sogar, daß sich damals mehr als ein Dutzend solcher Rotten in der Nachbarschaft der Barrière du Roule umhergetrieben haben. Diejenige Bande aber, welche Madame Delucs Argwohn erregte und sie bewog, etwas spät und zögernd Zeugnis gegen dieselbe abzulegen, war es gerade auch, welche laut Aussage jener biedereren und vorsichtigen Dame ihre Kuchen und ihren Schnaps verzehrte, ohne dafür zu bezahlen. *Et hinc illae irae!* Was besagt denn aber eigentlich das Zeugnis der Madame Deluc? 'Eine Bande wüster Gesellen kam, betrug sich sehr lärmend, bezahlte die genossenen Speisen und Getränke nicht, schlug dann denselben Weg ein, welchen der junge Mann und das Mädchen genommen hatten, kam um die Dämmerung nochmals wieder und fuhr anscheinend in großer Eile über den Fluß zurück'?

«Diese 'große Eile' mag der Madame Deluc, welche bis dahin vielleicht noch eine schwache Hoffnung genährt, für ihre Kuchen und ihren Branntwein Bezahlung zu erhalten, wohl größer vorgekommen sein, als sie in Wirklichkeit war. Weshalb sonst fiel sie ihr auf, da es doch bereits 'um die Dämmerung' war? Ist es zu verwundern, daß selbst eine Bande von Unholden sich sputet, nach Hause zu kommen, wenn die Nacht vor der Tür ist, Regen droht, und sie in kleinen Kähnen über den Fluß zu setzen hat?

«Ich sagte 'wenn die Nacht vor der Tür ist', denn diese war noch nicht angebrochen ,um die Dämmerung'. Nun erfahren wir aber, daß an dem nämlichen Abend Madame Deluc sowohl wie deren ältester Sohn ,in der Nachbarschaft des Wirtshauses das Geschrei eines Frauenzimmers hörten.' Und mit welchen Worten bezeichnet Madame hier die Tageszeit: Sie sagt: 'Es war bald nach Dunkelwerden'. 'Bald nach Dunkelwerden' ist es aber zweifellos Nacht, und 'um die Dämmerung' ist es ebenso zweifellos Tag. Damit ist deutlich ausgesprochen, daß die wüste Rotte die Barrière

du Roule verlassen hatte, bevor die Frau das Schreien vernahm.

«Ich will nur noch eins von den Argumenten erwähnen, welche sich gegen die 'Bande' vorbringen lassen; aber dieses eine ist, wenigstens für mich, von unerschütterlicher Beweiskraft. Bei der Höhe der ausgesetzten Belohnung und der, jedem als Kronzeugen auftretenden Komplizen garantierten vollständigen Strafflosigkeit ist keinen Augenblick daran zu denken, daß nicht längst das eine oder das andre Mitglied einer Bande gemeiner Strolche seine Spießgesellen verraten haben sollte. In derartigen Fällen ist jeder einzelne weniger aus Habgier, als aus Furcht, verraten zu werden, bereit, selbst so schnell als nur möglich die übrigen zu verraten. Die Tatsache, daß das Geheimnis so lange unenthüllt blieb, ist der allerbeste Beweis dafür, daß es wirklich ein Geheimnis war. Die Schrecken dieser schwarzen Tat kennt nur ein einziges lebendes menschliches Wesen.

«Lassen Sie uns jetzt die spärlichen aber sicheren Ergebnisse unserer langen Analyse zusammenstellen. Wir sind zu der Ansicht gelangt, daß sich entweder unter dem Dache der biedereren Dame Deluc ein Unglücksfall ereignete, oder im Dickicht der Barrière du Roule ein Mord, und zwar durch einen Geliebten oder doch durch einen intimen und geheimen Bekannten der Verstorbenen an dieser begangen wurde. Dieser Bekannte hat einen dunkelen Teint. Der Teint, die ‚Schlinge‘ in der Bandage und der Matrosenknoten, mit welchem das Hutband befestigt war, deuten auf einen Seemann. Sein Umgang mit der Verstorbenen, einem lebenslustigen, aber keineswegs verworfenen Mädchen, bezeichnet ihn als über dem Range eines gemeinen Matrosen stehend. Jene in gutem Stil abgefaßten eindringlichen Mitteilungen an die Tagesblätter dürfen als Bestätigungen für diese Annahme gelten. Die von ‚Le Mercurie‘ erwähnte frühere Entführung läßt uns bei dem Seemann an den Marineoffizier denken, welcher die Unglückliche zuerst vom Pfade der Tugend abzulenken suchte.

«Und hier muß uns naturgemäß die andauernde Abwesenheit des Mannes mit dem dunklen Teint auffallen. Dieser Teint muß schon ungewöhnlich dunkel gewesen sein, weil er das einzige Kennzeichen war, dessen sich sowohl Madame Deluc wie der Kutscher Valence erinnern konnten. Aber warum ist der Mann abwesend? Wurde er von der Bande ermordet? Und wenn so — weshalb fanden sich nur Spuren von dem ermordeten Mädchen? Man müßte doch annehmen, daß beide Verbrechen an einer und derselben Stelle begangen worden seien und daß die Täter beide Leichen in derselben Weise aus dem Wege geräumt hätten. Doch man könnte behaupten, dieser Mann lebe noch und scheue sich hervorzutreten, aus Furcht, selbst unschuldigerweise des Mordes angeklagt zu werden. Das könnte man für den jetzigen Zeitpunkt gelten lassen, da es ja nun bekannt geworden ist, daß man ihn in Gesellschaft des Mädchens gesehen hat, nicht aber für die Zeit unmittelbar nach deren Tode. Ein Unschuldiger hätte sofort das Verbrechen angezeigt und beim Auffinden der Unholde Hilfe geleistet. Die Klugheit würde ihn zu diesem Schritt gedrängt haben. Er war mit dem Mädchen gesehn worden, war mit ihr in einer offenen Fähre über den Fluß gefahren. Selbst einem halben Idioten würde das Denunzieren der Mörder als das sichere und einzige Mittel erschienen sein, sich von jedem Verdacht zu reinigen. Wir können nicht annehmen, daß er an jenem verhängnisvollen Abend unschuldig gewesen und gleichzeitig nicht gewußt habe, daß ein Verbrechen begangen worden sei — und doch ist es nur unter dieser Bedingung denkbar, daß er, wenn noch am Leben ist, die Anzeige unterlassen haben sollte.

«Und welche Mittel stehen uns nun zur Verfügung, um zur Wahrheit zu gelangen? — wir werden finden, daß diese Mittel sich mehren und an Deutlichkeit gewinnen, je weiter wir fortschreiten —: Wir müssen jene erste Entführungsgeschichte auf das genaueste untersuchen. Wir müssen die ganze Lebensgeschichte des ‚Offiziers‘ kennen lernen — seine jetzigen Verhältnisse und seinen Aufenthalts-

ort zur Zeit des Mordes. Wir müssen die verschiedenen dem Abendblatte gemachten Mittheilungen, deren Zweck war, die Schuld auf eine Rotte von Bösewichten zu wälzen, zuerst sorgfältig miteinander, und nachdem dies geschehn, Stil und Handschrift wiederum mit den früher an das Morgenblatt geschickten vergleichen, welche so eindringlich auf der Schuld Mennais' bestanden, und schließlich alle zusammen mit den bekannten Handschriften des Offiziers. Durch wiederholtes Ausfragen der Madame Deluc und ihrer Knaben sowohl, wie des Omnibuskutschers Valence müssen wir etwas Genaueres über Aussehn, Haltung und Benehmen des 'jungen Mannes mit dem dunklen Teint' herauszubringen suchen. Ferner müssen wir jenem Boot nachspüren, das am Montag Morgen von dem Bootsmann aufgefischt und ohne Wissen des diensttuenden Beamten und ohne das Steuer noch vor dem Auffinden der Leiche wieder von der Station weggenommen wurde. Bei einiger Umsicht und Ausdauer werden wir dieses Boot unbedingt aufspüren; denn erstens kann jener Bootsmann es identifizieren, und zweitens sind wir im Besitz des Steuers. Jemand, der ein gutes Gewissen hatte, würde sicher das Steuerruder eines Segelbootes nicht im Stich gelassen haben, ohne auch nur danach zu fragen. Und hier lassen Sie mich eine Frage aufwerfen: Das Auffinden des Bootes wurde damals nicht öffentlich bekannt gemacht; stillschweigend wurde es nach der Station gebracht und ebenso stillschweigend wieder abgeholt. Wie konnte nun derjenige, welcher es besaß oder zur Zeit benützte, schon am nächsten Morgen wissen, an welcher Stelle er das Fahrzeug zu suchen hatte, wenn er nicht auf das genaueste über unsre Schifffahrts-Verhältnisse unterrichtet war?

«Als ich von dem einsamen Mörder sprach, welcher seine Bürde nach dem Ufer schleifte, habe ich bereits die Wahrscheinlichkeit betont, daß derselbe sich eines Bootes bediente. Jetzt können wir dies als Tatsache annehmen. Er durfte die Leiche nicht in dem seichten Wasser am Ufer liegen lassen. Die Verletzungen am Rücken und an den Schul-

terblättern gemahnen an die Holzrippen am Boden eines Nachens. Auch der Umstand, daß dem Körper kein Gewicht angehängt worden war, spricht für die Annahme; hätte er ihn vom Ufer aus hineingeworfen, dann würde dies geschehn sein. Wir können uns das Fehlen des Gewichtes nur so erklären, daß der Mörder ein solches mitzunehmen vergaß, als er vom Lande abstieß. Im Moment, wo er die Leiche dem Wasser übergeben wollte, wird er sein Versäumnis bemerkt haben, aber nun war es zu spät, um diesem abzuhelfen, denn keine Furcht vor Gefahr konnte ihn jetzt mehr bewegen, zu jenem fluchbeladenen Strande zurückzukehren.

«Nachdem er sich seiner gräßlichen Bürde entledigt, beeilte er sich, nach der Stadt zu gelangen; an irgend einer abgelegnen Werft sprang er ans Ufer. Aber das Boot — wird er es befestigt haben? Er war dazu in viel zu großer Eile, und zudem mußte er fürchten, hierdurch selbst den etwai-gen Verfolgern einen Anhalt zu geben. Sein Instinkt hieß ihn, alles was mit der Tat in Verbindung stand weit von sich zu schleudern. Er floh nicht nur die Werft, sondern er stieß auch das Boot hinaus und ließ es von der Strömung forttreiben.

«Lassen Sie uns nun einmal unsere Gedanken weiter verfolgen. Am nächsten Morgen faßt den Schurken namenloses Entsetzen, als er durch seine Privatverbindungen erfährt, daß das Boot gefunden worden ist und an einem Orte aufbewahrt wird, den er vielleicht täglich besucht — vielleicht durch den Dienst dazu gezwungen täglich besuchen muß. In der darauffolgenden Nacht schafft er es fort und wagt nicht, nach dem Steuerruder zu fragen. Wo ist nun jetzt jenes steuerlose Boot? Das zu entdecken lassen Sie unsere erste Sorge sein. Mit der ersten Kunde hiervon wird unser Erfolg aufdämmern. Dieses Boot wird uns schneller als wir selbst es jetzt ahnen zu demjenigen führen, welcher dasselbe an jenem Sonntag benutzte. Bestätigung wird auf Bestätigung folgen, und wir werden den Mörder entdecken.»

[Aus Gründen, die wir nicht näher angeben wollen, die aber vielen unserer Leser einleuchten werden, haben wir uns erlaubt, aus dem uns vorliegenden Manuskript denjenigen Teil zu streichen, welcher schildert, wie Dupin jene anscheinend schwache Spur bis an ihr Ende verfolgte. Wir müssen uns darauf beschränken, in aller Kürze zu melden, daß das erstrebte Ziel wirklich erreicht wurde und daß der Präfekt, wenn auch nur zögernd, seinen dem Chevalier gegenüber eingegangenen Verbindlichkeiten nachkam. Mr. Poes Artikel schließt mit den folgenden Worten:]

Es versteht sich, daß ich von bloßen Koinzidenzen spreche und von nichts sonst. Was ich dazu gesagt habe, muß genügen. Den Glauben an das Übersinnliche theile ich keinesfalls, und kein denkender Mensch wird leugnen, daß die Natur und Gott zwei Dinge sind. Das letzterer die erste erschaffen hat, und gemäß seines Willens steuern und verändern kann, ebensowenig. Ich sage 'gemäß seines Willens', denn es geht hier um den Willen, und nicht, wie eine absurde Logik annehmen wird, um Macht. Nicht, daß die Gottheit ihre Gesetze nicht ändern könnte, jedoch beleidigen wir sie bereits mit der Annahme, eine solche Modifizierung würde jemals notwendig werden. Die Gesetze sind von ihrem Ursprung an so verfasst, daß sie alle kommenden Zustände mit einbeziehen. Denn für Gott gibt es nur die Gegenwart.

Ich wiederhole also noch einmal: ich rede hier nur von bloßen Zufälligkeiten. Es sollte aus meinem Bericht klar geworden sein, daß zwischen dem Schicksal der unglücklichen Mary Cecilia Rogers, soweit bekannt, und dem Schicksal einer gewissen Marie Rogêt, soweit bekannt, bis zu einem gewissen Grad eine so starke Übereinstimmung besteht, daß der Verstand darüber in Verwirrung gerät. Es war jedoch keinesfalls meine versteckte Absicht, diese Parallele noch weiterzuführen oder sogar anzudeuten, daß die in Paris zur Entlarvung des Mörders angewandten Maß-

nahmen oder irgendwelche weiteren Maßnahmen, die auf ähnlichen Schlussfolgerungen basieren, zwangsläufig ein ähnliches Resultat ergeben könnten.

Schon die kleinste Abweichung der Fakten in beiden Fällen würde zu den größten Fehlern in der Berechnung führen, und den Ablauf der Ereignisse jeweils in eine andere Richtung lenken, wie denn auch in der Arithmetik ein geringer Fehler durch die ständige Multiplikation im weiteren Verlauf zu einem Ergebnis führen kann, das weit entfernt von der mathematischen Wahrheit liegt.

Auch dürfen wir nicht vergessen, daß gerade die hier angewandte Wahrscheinlichkeitsrechnung die Ausweitung von Parallelen verbietet, gerade weil die Übereinstimmung bereits ungewöhnlich groß und exakt war – wie jeder Mathematiker bestätigen wird. Doch nichts ist schwieriger, als den gewöhnlichen Leser davon zu überzeugen, daß zwei beim Würfelspiel geworfene Sechserpaare Grund zu der Annahme geben, daß ein drittes Sechserpaar mit hoher Wahrscheinlichkeit *nicht* folgen wird. Der praktischen Vernunft widerstrebt diese Annahme. Warum sollten die Sechserwürfe aus der Vergangenheit Einfluss auf solche haben, die noch in der Zukunft liegen? Die Chance auf ein Sechserpaar scheint genau so groß zu sein wie zu jedem anderen Zeitpunkt. Die scheinbare Offensichtlichkeit ist so groß, daß jeder Widerspruch viel eher spöttisches Lächeln erzeugen wird als respektvolles Aufmerken.

Die Hintergründe dieses folgenschweren Fehlurteils können an dieser Stelle nicht weiter offengelegt werden, für den philosophisch geschulten Leser wäre es ohnehin nicht nötig. Es muß genügen, darauf zu verweisen, daß dieser Irrtum Teil einer ganzen Serie von Irrtümern ist, die sich der Vernunft in den Weg stellen, wenn sie sich auf der Suche nach der Wahrheit in den Details verliert.

Der gestohlene Brief

An einem stürmischen Herbstabend des Jahres 18 — saß ich zu Paris mit meinem Freunde C. Auguste Dupin in dem kleinen Bibliothekzimmer des Hauses No. 33 Rue Denôt, Faubourg St. Germain, au troisième, und labte mich an dem Doppelluxus des Nachdenkens und einer Meerschaumpfeife. Seit mindestens einer Stunde hatten wir tiefes Schweigen bewahrt, und einem flüchtigen Beobachter hätte es scheinen müssen, als seien unsere Gedanken ausschließlich mit den sich kräuselnden Rauchwirbeln beschäftigt, welche die Zimmerluft um uns her zu einer recht drückenden machten. Was jedoch meine Person betrifft, so nahm ich im Geiste gewisse Themata noch einmal durch, welche noch unlängst den Gegenstand unserer Unterhaltung gebildet hatten — ich meine jene Affäre in der Rue Morgue und die geheimnisvolle Ermordung der Marie Rogêt. Deshalb dünkte es mich auch ein seltsamer Zufall, als die Stubentür aufging und unser alter Bekannter, Monsieur G—, der Präfekt der Pariser Polizei, eintrat. Wir bewillkommneten ihn auf das herzlichste, denn wir hatten diesen Mann, welcher manche angenehme Eigenschaften besaß, seit Jahren nicht zu Gesicht bekommen. Dupin stand auf, um Licht anzuzünden, unterließ dies jedoch, als G— mitteilte, er sei gekommen, um in einer geschäftlichen Angelegenheit, die ihm viel Sorge bereite, seinen Rat einzuholen.

«Wenn es eine Sache ist, welche des Nachdenkens bedarf,» bemerkte Dupin, «dann können wir sie im Dunkeln mit besserem Erfolge untersuchen.»

«Das ist wieder eine von ihren kuriosen Ideen», sagte der Präfekt, der alles, was über seinen Horizont ging, für «kurios» zu erklären pflegte und infolge dessen beständig von unzähligen «Kuriositäten» umgeben war.

«Sehr wahr», versetzte Dupin, indem er seinem Gast eine Pfeife überreichte und einen bequemen Stuhl zuschob.

«Was ist denn wieder vorgefallen?» fragte ich. «Hoffentlich kein abermaliger Mord — ?»

«O nein, nichts Derartiges. Die Angelegenheit ist eigentlich höchst einfach, und ich zweifle nicht daran, daß wir auch allein damit zurechtkommen würden. Aber ich dachte, Dupin könnte sich für die Details interessieren, weil die Geschichte gar so kurios ist.»

«Einfach — und kurios», sagte Dupin.

«Nun ja — und eigentlich auch das nicht. Mit einem Wort, die Sache hat uns allen viel Kopfzerbrechen gemacht, weil sie eben so einfach ist und uns trotzdem verblüfft.»

«Am Ende ist es gerade das Einfache der Affäre, was sie in Verlegenheit setzt», äußerte mein Freund.

«Was für dummes Zeug schwatzen sie da wieder!» rief der Präfekt unter herzlichem Lachen.

«Vielleicht liegt das Geheimnis zu klar am Tage», sagte Dupin.

«Gerechter Himmel! Wer hat schon je solchen Unsinn gehört?»

«Vielleicht ist die Sache ein klein wenig zu selbstverständlich.»

«Hahaha! hahaha! hohoho!» brüllte unser Gast aufs höchste amüsiert. «O Dupin, sie werden noch machen, daß ich vor Lachen sterbe!»

«Nun denn, um was handelt es sich denn eigentlich?» fragte ich wieder.

«Ei», versetzte der Präfekt, einen langen Zug aus der Pfeife nehmend und sich behaglich im Stuhl zurücklehrend, «das will ich ihnen mit wenigen Worten erzählen. Doch zuvor mache ich sie darauf aufmerksam, daß es sich hier um eine höchst diskrete Angelegenheit handelt und daß ich höchst wahrscheinlich meinen Posten verlieren würde, wenn man erführe, daß ich gegen irgend jemand derselben Erwähnung getan habe.»

«Fahren sie fort», sagte ich.

«Oder nicht», brummte Dupin.

«Nun denn, mir ist von einer sehr hochstehenden Persön-

lichkeit die Mitteilung zugekommen, daß ein gewisses Dokument von höchster Wichtigkeit aus den königlichen Gemächern entwendet worden sei. Das Individuum, welches jenes Schriftstück entwendet hat, ist bekannt — über allen Zweifel bekannt, denn man sah, wie er es fortnahm. Man weiß auch, daß es sich noch in seinem Besitz befindet.»

«Woher weiß man das?» fragte Dupin.

«Man folgert es mit Bestimmtheit aus der Natur des Dokuments», erwiderte der Präfekt, «sowie aus dem Umstand, daß gewisse Folgen noch nicht eingetreten sind, welche eintreten müßten, sobald es aus dem Besitz des Räubers gelangte — das heißt, sobald er sich seiner nicht mehr zu demjenigen Zweck bediente, welchen er bei der Entwendung im Auge hatte.»

«Sie müssen ein wenig deutlicher reden», sagte ich.

«Je nun, ich darf noch hinzufügen, daß das Papier seinem Besitzer in gewissen Kreisen eine unschätzbare Gewalt verleiht.» Der Präfekt liebte es, sich diplomatisch auszudrücken.

«Ich begreife noch immer nicht ganz», sagte Dupin.

«Nicht? Nun denn : wenn jenes Dokument einer dritten Person, die ungenannt bleiben soll, vorgelegt würde, dann würde die Ehre einer hohen Persönlichkeit auf dem Spiele stehen, und dieser Umstand verleiht dem Besitzer des Dokumentes eine Überlegenheit über diese zweite Person, deren Ehre und deren Friede gefährdet sind.»

«Aber diese Überlegenheit», warf ich ein, «könnte sich doch nur darauf stützen, daß der Räuber weiß, daß der rechtmäßige Eigentümer ihn kennt. Wer sollte es wagen —»

«Der Räuber», erwiderte G—, «ist der Minister D—, der alles wagt, gleichviel ob es eines Mannes würdig ist oder nicht. Die Art und Weise, wie der Diebstahl begangen wurde, war ebenso keck wie scharfsinnig. Das fragliche Schriftstück — offen gestanden: ein Brief — war der betreffenden Persönlichkeit zugekommen, während dieselbe sich in dem königlichen Boudoir allein befand. Während des Lesens wurde diese durch den Eintritt der andern hohen Per-

son überrascht, welcher sie das Schriftstück vor allen andern zu verheimlichen wünschte. Nach einem mißlungenen Versuch, dasselbe in ein Schubfach zu werfen, sah sie sich genötigt, es offen auf den Tisch zu legen. Die Adresse lag jedoch oben, und so blieb der verborgene Inhalt unbeachtet. Da tritt der Minister D— ein. Sein Luchsauge erspäht das Papier, erkennt die Handschrift der Adresse, bemerkt auch die Verwirrung derjenigen Person, an welche die Adresse gerichtet ist, und durchschaut ihr Geheimnis. Nachdem er sich seines Auftrages in der gewohnten flüchtigen Weise entledigt hat, zieht er einen Brief hervor, welcher mit jenem anderen einige Ähnlichkeit hat, tut, als ob er einen Blick hineinwerfe, und legt ihn sodann dicht neben jenen. Dann bespricht er wieder eine Viertelstunde lang die öffentlichen Angelegenheiten, und als er sich endlich empfiehlt, steckt er anstelle des seinigen jenen anderen Brief zu sich, an welchen er kein Anrecht hat. Die rechtmäßige Eigentümerin beobachtet den ganzen Vorgang, wagt es aber in Gegenwart jener dritten Person, welche dicht neben ihr steht, selbstverständlich nicht, auf den ‚Irrtum‘ aufmerksam zu machen. Der Minister verschwindet und läßt seinen eigenen Brief, der wertlos ist, auf dem Tisch liegen.»

«Es liegt also genau dasjenige vor», sagte Dupin zu mir gewendet, «was nach Ihrer Meinung seine Überlegenheit ausmacht — der Dieb weiß, daß er dem Eigentümer bekannt ist.»

«Jawohl», entgegnete der Präfekt, «und er hat die auf solche Weise errungene Gewalt seit Monaten zur Erreichung politischer Zwecke ausgebeutet. Die bestohlene Person hat sich von Tag zu Tag mehr von der Notwendigkeit überzeugt, ihren Brief zurückerobern zu müssen, doch dies kann der Natur der Sache gemäß nicht auf geradem Wege geschehn. Zur Verzweiflung getrieben, hat sie schließlich die Sache mir übertragen.»

«Weil nian sich einen umsichtigeren Agenten nicht wünschen, ja nicht einmal denken kann», sagte Dupin, ganze Wirbelwinde von Rauch ausblasend.

«Sie schmeicheln», entgegnete der Präfekt; «doch ist es immerhin möglich, daß man etwas Derartiges gedacht hat.»

«Es ist klar», sagte ich, «wie sie ganz richtig bemerkten, daß der Brief sich noch im Besitz des Ministers befindet, weil eben dieser Besitz und nicht eine etwaige Verwendung desselben ihm die Macht verleiht. Von dem Augenblick an, wo er ihn verwendete, schwände auch jene Macht.»

«Sehr wahr», sagte G—, «und auf diese Überzeugung baute ich meine Pläne. Meine erste Sorge war, das Hôtel des Ministers genau zu durchsuchen, und hier lag die Hauptschwierigkeit wiederum darin, daß dies ohne sein Wissen geschehen mußte. Man hat mich ganz besonders vor der Gefahr gewarnt, welche uns drohte, wenn er unsere Absicht merkte.»

«Aber», warf ich ein, «sie sind doch in derartigen Durchsuchungen völlig *au fait*. Die Pariser Polizei hat ähnliche Aufträge schon oft ausgeführt.»

«Freilich; und aus eben diesem Grunde ließ ich auch die Hoffnung nicht sinken. Dazu kam, daß die Lebensgewohnheiten des Ministers mir großen Vorschub leisteten. Er ist häufig die ganze Nacht über von Hause abwesend. Er unterhält keine zahlreiche Dienerschaft; diese schläft in einiger Entfernung von den Gemächern ihres Herrn und ist, da sie zumeist aus Neapolitanern besteht, leicht betrunken zu machen. Wie sie wissen, besitze ich Schlüssel, mit welchen ich jedes Zimmer, jeden Schrank in Paris öffnen kann. Seit drei Monaten ist kaum eine Nacht vergangen, in welcher ich nicht damit beschäftigt gewesen wäre, sein Hôtel persönlich von oben bis unten zu durchsuchen. Die Angelegenheit ist für mich zur Ehrensache geworden und — daß ich noch ein großes Geheimnis verrate: die ausgesetzte Belohnung ist eine ganz enorme. Darum habe ich auch die Haussuchungen nicht eher aufgegeben, als bis ich mich überzeugt hatte, daß der Dieb schlauer ist als ich. Ich glaube kein Winkelchen undurchstöbert gelassen zu haben, in welchem das Papier möglicherweise versteckt sein könnte.»

«Aber wäre es denn nicht möglich», bemerkte ich, «daß

er den Brief irgendwo anders verborgen hätte, als in seiner eigenen Wohnung?»

«Das ist kaum denkbar», sagte Dupin. «Die gegenwärtige Lage der Dinge bei Hofe und namentlich der Intrigen, in welche D— bekanntermaßen verwickelt ist, machen es für ihn beinahe ebenso wichtig, das Dokument jeden Augenblick vernichten zu können, als ihm der Besitz desselben erscheinen muß.»

«Wohl wahr», erwiderte ich. «Das Papier befindet sich also ohne Zweifel in seinem Stadthaus. An die Möglichkeit, daß er es an seinem Körper tragen könnte, ist nicht zu denken.»

«Gewiß nicht», sagte der Präfekt. «Er ist zweimal — anscheinend von Wegelagerern — überfallen und unter meiner persönlichen Aufsicht auf das genaueste durchsucht worden.»

«Diese Mühe hätten sie sich sparen können», meinte Dupin. «D— ist, so viel mir bekannt, kein Dummkopf und muß also derartige Überfälle vorausgesehen haben.»

«Wenn auch gerade kein Dummkopf», entgegnete G—, «so ist er doch ein Poet, und das bedeutet für mich etwa so viel als ein Dreiviertel-Narr.»

«Sehr wahr», entgegnete Dupin nach einem langen und bedächtigen „Paff“ aus seiner Meerschaumpfeife; «— obwohl ich selbst schon manchen Knittelvers verbrochen habe.»

«Wollen Sie uns nicht die Details der Haussuchungen geben?» sagte ich.

«Je nun, wir ließen uns eben Zeit und suchten überall. In solchen Dingen steht mir eine langjährige Erfahrung zur Seite. Ich nahm das ganze Gebäude Zimmer für Zimmer durch und widmete jedem derselben die Nächte einer vollen Woche. Zuerst untersuchten wir die Möbel. Wir öffneten jedes Schubfach — sie werden wissen, daß die sogenannten geheimen Fächer für einen geschulten Polizeiagenten nicht existieren. Die Sache ist ja so einfach. Jeder Schrank umschließt einen gewissen Raum — hat einen bestimm-

ten Umfang, welcher in den Bereich der Nachforschungen zu ziehen ist. Dann besitzen wir die schärfsten Meßinstrumente; nicht der fünfzigste Teil einer Linie könnte uns entgehen. Nach den Schränken nahmen wir die Stühle vor. Die Polster untersuchten wir mittelst jener feinen, langen Nadeln, welche ich ihnen zeigte. Von den Tischen deckten wir die Platten ab.»

«Wozu das?»

«Zuweilen werden derartige Platten von den Möbeln heruntergenommen, wenn man einen Gegenstand verbergen will. Man höhlt alsdann den Fuß aus, legt den Gegenstand in die Höhlung und befestigt die Platte wieder. Ganz ebenso macht man es mit den Bettpfosten.»

«Aber ließe sich denn die Höhlung nicht entdecken, indem man das Möbel auf den Klang prüfte?» fragte ich.

«Gott bewahre — wenigstens nicht, wenn der betreffende Gegenstand gut in Watte eingehüllt war. Zudem mußten wir im vorliegenden Fall geräuschlos vorgehn.»

«Sie konnten aber doch nicht sämtliche Möbel auseinandernehmen. Einen Brief kann man in eine so dünne Rolle zusammenwickeln, daß er wenig mehr Platz fortnimmt, als eine dicke Stricknadel, und in dieser Form in die Leiste eines Stuhles einführen. Haben sie denn auch alle Stühle zerlegt?»

«Keineswegs. Aber wir machten es besser: wir prüften jede Stuhlleiste in dem ganzen Hotel, ja sogar sämtliche Stellen, an welchen die einzelnen Holzstücke zusammengefügt sind, mittelst eines sehr starken Mikroskops. Jedes winzige Atom von Bohrstaub zum Beispiel würde uns so groß erschienen sein, wie ein Apfel. Jedes fehlende Atomchen Leim, jedes für bloße Augen unsichtbare Spältchen würde uns zu der Entdeckung geführt haben.»

«Ohne Zweifel untersuchten sie auch die Spiegel zwischen Glas und Holzplatte, sowie das Bettzeug, die Vorhänge und Teppiche.»

«Selbstverständlich; und nachdem wir so die Möbel durchgenommen hatten, machten wir uns an das Haus

selbst. Wir teilten seine ganze Oberfläche in Felder ein, die wir nummerierten, damit kein einziges übersehen werden konnte, und dann durchforschten wir jeden Quadratzoll nicht bloß in diesem Hause, sondern auch in den beiden anstoßenden mit Hilfe des Mikroskops.»

«Auch den Boden rings um diese Häuser?»

«Er ist durchweg mit Mauersteinen gepflastert und machte uns daher verhältnismäßig geringe Mühe. Wir untersuchten das Moos in den Ritzen und fanden es unverletzt.»

«Natürlich machten sie sich auch an G—'s Papiere und an die Bücher in seiner Bibliothek —»

«Versteht sich. Wir öffneten jedes Paket, jedes Päckchen. Die Bücher öffneten wir nicht allein, sondern blätterten jeden Band vollständig durch. Ein gewöhnlicher Polizist würde sich mit dem bloßen Schütteln begnügt haben. Wir maßten die Dicke jedes Einbandes auf das allergenaueste und prüften ihn mit dem Mikroskop. Ein halbes Dutzend eben vom Buchbinder gekommener Bände wurde der Länge nach mit den Nadeln durchstoichen.»

«Untersuchten sie die Dielen unter den Teppichen?»

«Freilich, gleichfalls mit Hilfe des Mikroskops.»

«Die Tapeten?»

«Ja.»

«Drangen sie in den Keller?»

«Ja.»

«Dann haben sie sich geirrt», sagte ich, «und der Brief befindet sich nicht im Hause.»

«Ich fürchte, sie haben recht», erwiderte der Präfekt. «Und nun, Dupin, was raten sie mir zu tun?»

«Die Lokalität nochmals gründlich zu durchsuchen.»

«Das wäre vollständig überflüssig!» entgegnete G —. «So gewiß ich weiß, daß ich atme, so gewiß weiß ich auch, daß der Brief nicht in dem Hotel steckt.»

«Ich kann ihnen keinen besseren Rat geben», sagte Dupin. «Sie besitzen natürlich ein genaues Signalement des Briefes?»

«O gewiß!» Hier zog der Präfekt ein Notizbuch hervor und gab uns eine ausführliche Beschreibung von dem Aussehen des vermißten Dokumentes. Bald nachdem er hiermit zu Ende war, verabschiedete er sich in so gedrückter Stimmung, wie wir den guten Mann noch nie zuvor gesehen hatten.

Etwa einen Monat später stattete er uns abermals einen Besuch ab und traf uns in derselben Situation. Er nahm die dargebotene Pfeife an, setzte sich nieder und begann eine alltägliche Unterhaltung. Endlich hob ich an: «Nun, wie steht es denn mit dem gestohlenen Brief? Mir scheint, sie sind schließlich zu der Überzeugung gelangt, daß man dem Herrn Minister nicht beikommen kann.»

«Hol' ihn der —! So ist es. Ich habe zwar die von Dupin vorgeschlagene nochmalige Haussuchung vorgenommen, allein es war, wie ich vorher wußte, verlorene Mühe.»

«Wie hoch sagten sie doch, daß die ausgesetzte Belohnung sich belaufe?» fragte Dupin. «Ei — sehr hoch — außerordentlich hoch — ich möchte die Summe nicht gern nennen; das aber kann ich ihnen sagen: ich würde demjenigen, welcher mir zu dem Briefe verhilft, bereitwilligst meine Anweisung auf fünfzigtausend Francs geben. Offen gestanden, er wird tagtäglich kostbarer, und deshalb ist die Belohnung unlängst verdoppelt worden. — Aber wenn sie selbst verdreifacht würde — ich wüßte nicht mehr zu tun, als was ich bereits getan habe.»

«Hm — ja», sagte Dupin gedehnt und unter beständigem Paffen. «Ich glaube wirklich. — G—, — sie haben nicht — genug getan — sie könnten — noch mehr tun, he?»

«Wie das?»

«Ei — (paff, paff) — sie könnten — (paff, paff) — guten Rat annehmen, was? — (paff, paff, paff).»

«Aber», entgegnete der Präfekt etwas verdrießlich, «ich nehme ja gern guten Rat an und will obendrein dafür bezahlen. Wie gesagt, ich gebe demjenigen fünfzigtausend Francs, der mir in dieser Angelegenheit behilflich ist.»

«Dann», versetzte Dupin, ein Anweisungs-Formular aus

dem Schreibtisch hervorziehend, «füllen sie gefälligst das da mit dem erwähnten Betrage aus, und sobald sie unterzeichnet haben, werde ich ihnen den Brief aushändigen.»

Ich war starr vor Staunen; der Präfekt schien wie vom Blitz getroffen. Minutenlang blieb er sprach- und regungslos und starrte meinen Freund mit ungläubiger Miene und offenem Munde an. Dann faßte er sich einigermaßen, ergriff eine Feder und unterschrieb nach mehrmaligem Pausieren und stierem Glotzen die Anweisung auf fünfzigtausend Francs, welche er Dupin überreichte. Dieser betrachtete sie genau, steckte sie in seine Briefftasche, schloß dann den Schreibsekretär auf, nahm einen Brief heraus und gab diesen dem Präfekten. Der Beamte griff in freudiger Hast darnach, öffnete ihn mit zitternden Händen, warf einen flüchtigen Blick auf den Inhalt, wankte dann zur Tür und stürzte in unzeremoniösester Weise fort, ohne eine Silbe weitergesprochen zu haben.

Als er fort war, ließ mein Freund sich zu einer Erklärung herbei. «Die Pariser Polizei», begann er, «ist in ihrer Art äußerst geschickt. Sie besitzt Ausdauer, Scharfsinn, Schlaueheit und eine umfangreiche Kenntnis alles dessen, was ihr Dienst erheischt. Als G— uns daher die Methode auseinandersetzte, nach welcher er das Hôtel D— durchsucht, war ich überzeugt, daß seine Nachforschungen — soweit dieselben sich eben erstreckten — nichts zu wünschen übriggelassen hatten.»

«Soweit dieselben sich erstreckten?» fragte ich.

«Jawohl», sagte Dupin. «Seine Maßnahmen waren nicht allein an und für sich vorzüglich, sondern sie wurden auch in vollendeter Weise ausgeführt. Hätte der Brief sich innerhalb des Bereiches ihrer Nachforschungen befunden, diese Kerle würden ihn unzweifelhaft aufgestöbert haben.»

Ich mußte lachen, obwohl Dupin in vollem Ernste zu sprechen schien.

«Die Maßregeln waren also in ihrer Art gut, und ebenso war es die Ausführung», fuhr er fort.

«Aber der Fehler lag darin, daß sie nicht zu diesem Fall,

noch zu diesem Mann paßten. Der Präfekt besitzt eine kleine Garnitur von sinnreichen Auskunftsmitgliedern, welchen er alle seine Entwürfe, wie einem Prokrustesbette, anpaßt. Aber er begeht fortwährend Irrtümer, indem er bald zu gründlich, bald zu oberflächlich zu Werke geht, je nachdem das gewählte Mittel für die betreffende Angelegenheit allzu verschmitzt oder allzu dumm ist, und mancher Schuljunge weiß besser zu kalkulieren als er. Ich kannte einen achtjährigen Knaben, dessen Erfolg in dem 'Gerade oder Ungerade' genannten Spiel allgemeine Bewunderung erregte. Dasselbe ist sehr einfach und wird mit den marmornen Schnellkugeln, Murmeln oder Schussern gespielt. Der eine Spieler nimmt eine Anzahl derselben in die Hand und fragt den andern, ob die Zahl eine gerade oder ungerade sei. Rät dieser nun richtig, so gewinnt er eine Kugel, rät er falsch, so verliert er eine. Der erwähnte Knabe gewann sämtlichen Schülern ihre Murmeln ab. Selbstverständlich befolgte er beim Raten eine bestimmte Methode, und diese beruhte lediglich darauf, daß er auf die Schlaueit seines Gegners achtete und dieselbe genau abschätzte. Nehmen wir ein paar Beispiele: In dem einen Fall hat er einen recht dummen Jungen vor sich. Dieser hält die geschlossene Hand empor und fragt: 'Gerade oder ungerade?' Unser Denker antwortet: 'Ungerade', und verliert, aber beim zweitemmale gewinnt er, denn er sagt sich: 'Der dumme Junge hatte zuerst eine gerade Zahl, und seine Schlaueit reicht eben nur so weit, ihn diesmal eine ungerade nehmen zu lassen, darum werde ich ans ungerade raten.' Bei einem um wenig klügeren Gegner kalkulierte er so: 'Da ich ungerade gesagt und verloren habe, wird dieser Junge anfänglich daran denken, das nächste Mal statt einer geraden eine ungerade Zahl zu nehmen, wie es jener machte. Dann aber wird ihm einfallen, daß diese Abwechslung doch gar zu einfach und leicht zu vermuten sei, und er wird nochmals eine gerade Zahl nehmen.' Darum rät er 'gerade' und gewinnt. Worin besteht nun diese Art zu kalkulieren, wenn Sie dieselbe analysieren?»

«Einfach darin», antwortete ich, «daß der berechnende Knabe seinen eigenen Intellekt mit demjenigen des Gegners identifizierte.»

«Richtig», sagte Dupin. «Und als ich den Jungen einmal fragte, in welcher Weise er diese vollständige Identifizierung bewerkstellige, auf der seine Erfolge beruhten, erhielt ich folgende Antwort: 'Wenn ich herausbekommen will, wie klug, oder wie dumm, oder wie gut oder schlecht jemand ist, oder was er gerade denkt, dann modelle ich den Ausdruck meines Gesichts so genau wie möglich nach dem des seinigen und warte nun ab, welche Gedanken oder welche Gefühle, gleichsam als ob sie zu jenem Gesichtsausdruck paßten oder gehörten, in mir aufsteigen.' Diese Antwort des Schulknaben enthält alles, worauf die Afterweisheit eines Larochevoucauld, eines La Bougive, Macchiavelli oder Campanella basiert.»

«Und diese Identifizierung der beiden Intellekte», sagte ich, «hängt, falls ich Sie recht verstanden habe, von der Genauigkeit ab, mit welcher der Intellekt des Gegners abgeschätzt wird.»

«Allerdings hängt hiervon der praktische Wert derselben ab», erwiderte Dupin, «und der Präfekt samt seinen Manen haben so viele Mißerfolge zu verzeichnen, weil sie es entweder gänzlich an einer derartigen Identifizierung fehlen lassen, oder weil sie denjenigen Intellekt, mit welchem sie es eben zu tun haben, unrichtig abschätzen. Sie ziehen nur ihre eigenen Ansichten von Scharfsinn in Betracht, und wenn sie daher etwas Verborgenes suchen, so denken sie lediglich daran, wie sie selbst den betreffenden Gegenstand versteckt haben würden. Sie haben insoweit recht, als ihre Verschmitztheit ein treues Widerbild derjenigen der großen Masse ist; weicht nun aber die List des betreffenden Übeltäters dem Charakter nach von dieser ab, dann sind sie natürlich geschlagen. Sie wissen nichts davon, daß man bei derartigen Nachforschungen verschiedenen Prinzipien folgen sollte, und liegt einmal ein außerordentlicher Fall oder eine ungewöhnlich hohe Belohnung vor, dann ar-

beiten sie wohl angestrongter und dehnen allenfalls ihre Nachforschungen weiter aus, bleiben aber stets bei der alten Verfahrungsart, an deren Prinzipien sie niemals rütteln. Was ist denn zum Beispiel in dem vorliegenden Fall geschehen das dem Prinzip nach von einem früheren Vorgehen abweiche? Was ist denn all dieses Bohren und Sondieren und Untersuchen mittelst Nadeln und Mikroskopen und Einteilen des Raumes in nummerierte Ouadratzolle — was ist es denn anders, frage ich, als lediglich eine energischere Anwendung der alten, einen Methode?

«Sehen Sie nicht, daß der Präfekt es für eine ausgemachte Sache hält, daß alle Menschen einen Brief, wenn auch nicht unbedingt in einem Bohrloche, welches sie einem Stuhlbein applizierten, so doch in irgendwelchem anderem Loch oder Winkelchen verstecken müssen, auf welches sie durch denselben Gedankengang gebracht wurden, der jemand bestimmen konnte, das Schriftstück besagtem Bohrloch im Stuhlbein anzuvertrauen? Und begreifen Sie ferner nicht, daß solche ausgetüftelte Verstecke nur bei unbedeutenderen Fällen und von unbedeutenderen, mittelmäßigeren Intelligenzen benutzt werden können, weil man ein derartiges Verfahren zuallererst mutmaßen wird und muß, folglich die schließliche Entdeckung keineswegs von dem Scharfsinn, sondern ganz allein von der Geduld und Ausdauer der Suchenden abhängt? Und wo es sich um eine wichtige Angelegenheit oder — was in den Augen der Polizei dasselbe ist — um eine hohe Belohnung handelt, hat es ihr an diesen Eigenschaften niemals gefehlt. Sie werden jetzt verstehen, was ich mit der Bemerkung meinte, daß, wenn der Brief sich innerhalb des Bereiches der Nachforschungen des Präfekten befunden, das Auffinden desselben außer aller Frage gestanden hätte. Wie die Sache aber steht, ist dieser Beamte vollständig mystifiziert worden, und der letzte Grund seiner Niederlage ist in der Voraussetzung zu suchen, daß der Minister, weil ein namhafter Dichter, gleichzeitig ein Faselhans sein muß. 'Alle Faselhänse sind Poeten' — hiervon hat der Präfekt eine Ahnung, und

er macht sich lediglich einer *non distributio medii* schuldig, indem er sofort rückwärts schließt, daß alle Poeten Faselhänse seien.»

«Aber ist dies denn auch wirklich der Dichter?» fragte ich. «So viel ich weiß, existieren zwei Brüder, und beide haben sich einen Ruf als Schriftsteller erworben. Der Minister aber, glaube ich, hat ein sehr gelehrtes Buch über die Differentialrechnung geschrieben. Er ist Mathematiker, aber kein Dichter.»

«Sie irren sich; ich kenne ihn genau — er ist beides. Als Poet und Mathematiker mußte er gut kalkulieren, als bloßer Mathematiker würde er gar nicht kalkuliert haben und rettungslos dem Präfekten in die Hände gefallen sein.»

«Sie setzen mich durch diese Ansicht in Erstaunen», sagte ich. «Die Stimme der ganzen Welt spricht dagegen. Achten Sie denn die wohlbegründete Überzeugung ganzer Jahrhunderte für nichts? Der mathematische Verstand gilt seit undenklichen Zeiten als der Verstand *par excellence*.»

«*Il y a à parier*», entgegnete Dupin, eine Stelle aus Chamfort citierend, «*que toute idée publique, toute convention reçue est une sottise, car elle a convenue au plus grand nombre*». Ich sage Ihnen, die Mathematiker haben ihr Möglichstes getan, um jene irrige Ansicht zu verbreiten, die eine irrige bleibt, trotzdem sie allgemein als Wahrheit angenommen wird. Mit einer Geschicklichkeit, die einer besseren Sache würdig wäre, haben sie unter anderen den Ausdruck ‚Analysis‘ in die Algebra einzuschmuggeln gewußt, und die Franzosen sind es, welche zuerst diese Täuschung ausübten. Wenn aber eine Bezeichnung noch irgendwie bedeutsam sein, oder ein Wort seine Bedeutung davon herleiten soll, daß es auch wirklich auf den zu bezeichnenden Gegenstand paßt, dann heißt ‚Analysis‘ ebensowenig ‚Algebra‘, als das lateinische ‚ambitus‘ unsrem ‚Ambition‘, oder ‚religio‘ unsrem ‚Religion‘ entspricht.»

«Aha», sagte ich, «ich sehe, Sie stehen im Begriff, mit den Pariser Mathematikern einen Skandal anzufangen! Doch fahren Sie nur fort.»

«Ich bestreite die Nützlichkeit und somit den Wert desjenigen Verstandes, welcher in irgend einer anderen, als in abstrakt logischer Form ausgebildet worden ist — ich bestreite obiges speziell bei dem durch mathematische Studien ausgebildeten Verstande. Mathematik ist die Wissenschaft von den verschiedenen Formen der Größen, und mathematisches Folgern nichts weiter, als Logik in ihrer Anwendung auf diese Formen und Größen. Der große Irrtum liegt darin, daß man die mathematischen Wahrheiten — diejenigen der sogenannten reinen Algebra nicht ausgeschlossen — für abstrakte, für allgemein gültige Wahrheiten hält, und dieser Irrtum ist ein so enormer, daß es mich in Erstaunen setzt, wie alle Welt in denselben verfallen konnte. Mathematische Axiome haben nicht allgemeine Gültigkeit. Was zum Beispiel in Bezug auf Verbindungen richtig bleibt, so lange man es aus Formen und Größen anwendet, wird oft grundfalsch, wenn es geistig gemeint ist. In diesem Falle ist es fast immer unwahr, daß die Summe der einzelnen Teile gleich dem Ganzen sei. Auch in der Chemie läßt uns dieses Axiom vollständig im Stich. Es läßt uns bei der Betrachtung der Motive im Stich, denn zwei Motive, jedes von bestimmtem Wert, haben, wenn vereinigt, nicht notwendig denselben Wert, welcher der Summe der beiden einzelnen Werte gleich ist. Und solche mathematischen Wahrheiten, welche nur innerhalb bestimmter Grenzen wahr sind, gibt es in großer Anzahl. Trotzdem aber glaubt der Mathematiker gewohnheitsmäßig an ihre allgemeine Anwendbarkeit — nicht sowohl aus Mangel an Gedächtnis, als infolge einer unbegreiflichen Hohlköpfigkeit. Kurz und gut, ich habe noch nie einen Erzmathematiker gekannt, dem man über seine Wurzeln und so weiter hinaus trauen durfte, oder der nicht im stillen die Tatsache zu seinen Glaubenslehren zählte, daß $x^2 + px$ absolut und unbedingt gleich q sei. Bitte, sagen Sie doch einmal des Versuchs halber zu einem dieser Herren, Sie könnten sich Fälle denken, in welchen $x^2 + px$ nicht gleich q zu sein brauche, aber wenn Sie ihm auseinandergesetzt haben, wie Sie das

meinen, dann machen Sie sich auch so schnell Sie können aus dem Staube, denn er wird unbedingt Miene machen, Sie durchzuwalken.

«Ich bleibe dabei», fuhr Dupin fort, während ich über diese letzte Bemerkung lachte, «daß der Präfekt nicht nötig gehabt hätte, mir diese Anweisung zu geben, wenn der Minister nichts weiter als ein Mathematiker gewesen wäre. Ich aber wußte, daß er Mathematiker und Poet zugleich ist, und paßte meine Maßregeln unter Rücksichtnahme auf diejenigen Verhältnisse, welche ihn umgeben, seiner Kapazität an. Zudem kannte ich ihn als einen Höfling und verwegenen Intriganten. Als solcher, sagte ich mir, muß er wissen, in welcher Weise die Polizei vorzugehen pflegt; er muß voraussehen, daß man ihn überfallen, sowie, daß man seine Wohnung insgeheim durchsuchen wird. Seine häufige Abwesenheit vom Hôtel zur Nachtzeit, über welche der Präfekt jubelte, weil er glaubte, sie werde seinem Plane zugute kommen, hielt ich für nichts anders, als für einen Kunstgriff. Er wollte der Polizei nur Gelegenheit zu einer gründlichen Haussuchung geben, damit diese desto eher zu der Überzeugung gelange, daß der Brief sich nicht dort befindet. Die eigene Erklärung G—s hat uns bewiesen, daß der Minister diesen Zweck erreichte.

«Ich war überzeugt, daß dieselben Ansichten über die nach einem unwandelbaren Prinzip vorgenommenen Nachforschungen der Polizei, welche ich Ihnen soeben ausführlich dargelegt habe, sich auch ihm aufdrängen und ihn gebieterisch zu dem Entschlusse führen würden, auf alle gewöhnlichen Verstecke Verzicht zu leisten. Er kann nicht ein solcher Schwachkopf sein, sagte ich mir, der nicht einsähe, daß die geheimsten Winkel seines Hauses den Augen, oder den Bohrern, Nadeln und Mikroskopen des Präfekten ebenso zugänglich sind, wie seine täglich benutzten Schreibtische und Kommoden. Ich sah mit einem Wort, daß er, wenn nicht durch eigene Wahl, durch die Gewalt der Umstände getrieben zur Einfachheit greifen mußte. Sie erinnern sich vielleicht, wie der Präfekt aus vollem Halse lachte, als ich

bei unserer ersten Unterredung die Vermutung aussprach, daß die Sache ihm vielleicht gerade deshalb so viel zu schaffen mache, weil sie zu offen am Tage liege, zu einfach und selbstverständlich sei?»

«Jawohl», sagte ich, «ich habe nicht vergessen, wie sehr ihn das amüsierte. Ich glaubte schon, er würde Lachkrämpfe bekommen.»

«Die körperliche Welt ist reich an Analogien mit der geistigen», fuhr Dupin fort, «und dadurch gewinnt das rhetorische Dogma einen Schimmer von Wahrheit, daß Gleichnisse und Metaphern ein Argument nicht nur ausschmücken, sondern auch bekräftigen können. So scheint zum Beispiel das Prinzip des Beharrungsvermögens in der Metaphysik dasselbe zu sein, wie in der Physik. Wie ein Körper von größerem Umfang schwerer in Bewegung zu setzen ist, als ein kleinerer, und wie sein späteres Kraftmoment im Verhältnis zu dieser Schwierigkeit steht, so ist auch ein Geist von größerer Fassungskraft, trotzdem er an und für sich kräftiger, konstanter und mit entschiedenerem Erfolge fortschreitet, als ein solcher niedrigeren Ranges, dennoch schwieriger zu Taten zu bewegen und beim Beginn des Handelns unschlüssiger, langsamer als dieser. Noch eins: Haben Sie schon jemals darauf geachtet, welche von den Schildern über den Ladentüren am schnellsten die Aufmerksamkeit auf sich ziehen?»

«Nein», erwiderte ich. «Ich habe der Sache bisher noch keine Beachtung geschenkt.»

«Es gibt eine Art von Vexierspiel», sprach Dupin weiter, «welches man mit Hilfe einer Landkarte spielt. Vereine fordert dabei den andern auf, ein bestimmtes Wort — den Namen einer Stadt, eines Landes, Flusses oder dergleichen zu suchen, welcher sich auf der buntscheckigen, verworrenen Oberfläche der Karte befindet. Ein Neuling in dem Spiele nun sucht gewöhnlich seinem Gegner die Sache dadurch zu erschweren, daß er ihm ein recht winzig gedrucktes Wort aufgibt; der Adept aber wählt im Gegenteil ein solches, das sich in großen Lettern von einem Ende der

Karte bis zum andern erstreckt. Derartige Worte entgehen, wie die übergroß gedruckten Schilder und Straßenplakate, eben dadurch der Beachtung, daß sie recht absichtlich ins Auge springend gemacht wurden. Auch in diesem Fall entspricht das körperliche Übersehen dem geistigen — der Intellekt läßt leicht gerade diejenigen Erwägungen unbeachtet, welche sich demselben in allzu handgreiflicher, allzu aufdringlicher Weise als selbstverständlich darbieten. Dies scheint jedoch wiederum über den Horizont des Präfekten zu gehen. Er hat es nie für wahrscheinlich, ja nicht einmal für möglich gehalten, daß der Minister jenen Brief direkt vor seine Nase hinlegen könne, damit er um so weniger bemerkt bleibe.

«Je mehr ich aber über den kecken, berechnenden Scharfsinn D—'s, über die Tatsache, daß er jenes Dokument beständig zur Hand haben mußte, falls er dasselbe irgendwie benutzen oder auch vernichten wollte, und über den Umstand nachdachte, daß es, wie ich mich aus dem Bericht des Präfekten zur Genüge überzeugt, sich nicht im Bereich von dessen schablonenmäßig ausgeführten Nachforschungen befand, desto fester wurde meine Überzeugung, daß der Minister, um den Brief zu verstecken, zu dem schlaun Auskunftsmittel gegriffen habe, denselben nicht zu verstecken.

«Von solchen Gedanken erfüllt, versah ich mich mit einer grünen Brille und besuchte eines schönen Morgens, ganz wie *en passant*, den Minister in seinem Hotel. Ich traf ihn zu Hause — gähnend, faulenzend und sich räkelnd wie immer. Er klagte über tätliche Langeweile. Ich halte D— für den energischsten, tätigsten aller Menschen — aber das ist er nur dann, wenn ihn niemand sieht.

«Um ihm ein Paroli zu bieten, klagte ich meinerseits über meine schwachen Augen und über die Notwendigkeit, eine Brille tragen zu müssen, unter deren Schutz ich inzwischen, dem Scheine nach nur auf das Geplauder des Ministers achtend, das ganze Gemach einer gründlichen Inspektion unterzog.

«Einem Schreibtisch, in dessen Nähe er saß und auf wel-

chem Briefe und andere Papiere mit Büchern und musikalischen Instrumenten bunt durcheinander lagen, schenkte ich ganz besondere Beachtung, konnte jedoch nach langer, sorgfältiger Prüfung hier nichts Verdächtiges entdecken.

«Schließlich fiel mein Blick bei seinem Umgang um das Zimmer auf einen pappenen Visitenkartenbehälter von durchbrochener Arbeit, welcher an einem ziemlich unsaubern blauen Bändchen von einem Messingknopf herabbauelte, der unmittelbar unter dem Zentrum des Kamingses angebracht war. In diesem Behälter, der drei oder vier Fächer hatte, steckten etwa ein halbes Dutzend Visitenkarten und ein einzelner Brief.

«Letzterer war sehr beschmutzt und zerknittert und beinahe vollständig mittendurchgerissen, wie wenn der Eigentümer ihn als wertlos habe gänzlich entzweireißen wollen. An demselben befand sich ein großes schwarzes Siegel mit dem sehr auffälligen Wappen D—'s, und die in zierlicher Frauenhand geschriebne Adresse lautete an den Minister selbst. Er war anscheinend nachlässig — ich möchte sagen: verächtlich — in eins der obersten Fächer des Behälters geworfen worden.

«Kaum hatte ich diesen Brief erspäht, als sich mir auch schon die Gewißheit ausdrängte, daß es der von mir gesuchte sei. Allerdings war er allem Anschein nach total von diesem verschieden. Hier war das Siegel groß und schwarz und trug das Wappen des Ministers — dort klein und rot mit demjenigen des Grafen S. Hier war die Adresse an den Minister gerichtet und in zierlicher Frauenhand geschrieben — dort lautete dieselbe an eine gewisse Majestät, und die Schriftzüge waren groß und schwungvoll. Nur die Größe stimmte überein.

«Aber gerade das Radikale dieser Verschiedenheit, der Schmutz, der zerrissene und zerknitterte Zustand des Papiers, welche so ganz und gar nicht zu der Ordnungsliebe des Ministers paßten und die Mutmaßung nahelegten, dieser habe absichtlich dem Dokument einen Schein von Wertlosigkeit geben wollen — alles das, sage ich, samt der

so unwillkürlich ins Auge springenden Stelle, wo dasselbe sich befand, mußte meinen Verdacht bestärken.

«Ich zog meinen Besuch so viel als möglich in die Länge und behielt, während ich auf das lebhafteste mit dem Minister ein Thema diskutierte, das ihn in hohem Grade interessieren und in Aufregung versetzen mußte, den Brief beständig im Auge. Ich prägte dadurch sein Aussehen und die Stelle, wo er sich befand, genau meinem Gedächtnisse ein und machte schließlich eine Entdeckung, welche mir auch den letzten leisen Zweifel benahm. Ich bemerkte nämlich, daß die Kanten des Papiers mehr zerrieben waren, als dies notwendig erschien. Dieselben zeigten jenes zerbrochene Aussehen, welches sich ergibt, wenn starkes Papier, das schon einmal mittelst des Falzbeins zusammengefaltet wurde, an denselben Stellen nochmals, aber in entgegengesetzter Richtung, gebrochen wird.

«Diese Entdeckung war entscheidend, denn sie überzeugte mich, daß das Couvert gleich einem Handschuh umgekrempt und die auf solche Weise nach außen gebrachte ehemalige Innenseite desselben mit einer neuen Adresse und einem neuen Siegel versehen worden war. Ich verabschiedete mich sofort von dem Minister, ließ aber meine goldene Tabakdose auf dem Tisch zurück.

«Am nächsten Vormittag kam ich wieder, um die Dose zu holen, und wir kamen nochmals auf denselben Gegenstand zu sprechen, welcher tags zuvor das Interesse des Ministers in so hohem Grade erregt hatte. Inmitten unsres eifrigen Gesprächs aber fiel ein Schuß unmittelbar vor dem Hotel, auf welchen lautes Rufen und Schreien folgte. D— stürzte ans Fenster, öffnete es und blickte hinunter. In demselben Augenblick trat ich an den Kartenbehälter, nahm den Brief heraus, steckte ihn in meine Tasche und legte einen äußerlich genau ebenso aussehenden an seine Stelle, welchen ich zu Hause sorgfältig präpariert und mit dem, inzwischen aus einer festen Masse hergestellten Wappen des Ministers gesiegelt hatte.

«Der Lärm auf der Straße war dadurch entstanden, daß

ein Mann seine Flinte auf einen Haufen von Weibern und Kindern abgefeuert hatte. Da sich herausstellte, daß die Waffe blind geladen war, so ließ man den Schützen, den man für betrunken oder verrückt hielt, entwischen. Nachdem er fortgegangen, trat der Minister vom Fenster, wohin ich ihm alsbald gefolgt war, zurück und ich empfahl mich. Der vermeintlich Betrunkene stand in meinem Solde.»

«Zu welchem Zweck ersetzten Sie aber den Brief durch ein Faksimile?» fragte ich. «Wäre es nicht besser gewesen, wenn Sie ihn gleich beim ersten Besuch vor seinen Augen herausgenommen und dann die Flucht ergriffen hätten?»

«D— ist ein entschlossener und tollkühner Mensch», antwortete Dupin. «In seinem Hôtel ist er von einer Dienerschaft umgeben, die ihm in ihrer Abhängigkeit blindlings gehorcht. Hätte ich den verzweifelten Versuch gemacht, den Sie erwähnen, ich würde vielleicht sein Stadthaus nicht mehr lebendig verlassen haben. Aber abgesehen von diesem Bedenken hatte ich noch einen anderen Zweck im Auge. Sie kennen meine politischen Ansichten. In dieser Angelegenheit handelte ich als Parteigänger der betreffenden Dame. Anderthalb Jahre lang hat der Minister sie in seiner Gewalt gehabt — jetzt befindet *er* sich in der ihrigen; denn da er nicht weiß, daß der Brief fort ist, so wird er fortfahren, denselben Druck auf sie auszuüben, als besäße er das Dokument noch, und dadurch unvermeidlich seinen Sturz herbeiführen. Dieser wird nicht minder lächerlich, wie jäh ausfallen. Man spricht wohl von dem *facilis descensus Averni* aber bei jeder Art von Klippen ist es — wie die Catalani vom Singen sagte — viel leichter hinauf, als wieder herunter zu kommen.

«Im Vorliegenden Fall habe ich kein Mitgefühl, oder mindestens kein Mitleiden mit dem Herunterkommenden. Er gehört zu jenen *monstris horrendis* — den geistvollen Männern ohne Grundsätze und Charakter. Übrigens muß ich gestehn, daß ich wohl wissen möchte, was er denken wird, wenn jene 'gewisse hohe Person', wie der Präfekt sie nennt, ihm zum erstenmal Trotz bietet und er sich veranlaßt fin-

det, den Brief zu öffnen, welchen ich für ihn in dem Behälter zurückließ.»

«Wie? Schrieben Sie etwas Besonderes hinein?»

«Ei, es schien mir doch nicht schicklich, denselben ganz leer zu lassen — das wäre ja eine Beleidigung gewesen. D— spielte mir einmal in Wien einen schlechten Streich, und ich sagte ihm in aller Gemütsruhe, daß ich ihm diesen nicht vergessen werde. Da er nun neugierig sein wird, zu erfahren, wer ihn eigentlich überlistet hat, so dachte ich, es sei schade, wenn ich ihm nicht irgend einen Fingerzeig dazu gäbe. Er kennt meine Handschrift sehr wohl, und deshalb schrieb ich in die Mitte des sonst leeren Blattes die Worte:

,– *Un dessein si funeste,*

S'il n'est digne d'Atrée est digne de Thyeste'.

Sie stehen in Crebillons 'Atrée'»

Nachwort

„Dupin war ein miserabler Kerl, er hatte eine gewisse analytische Begabung, ohne Zweifel, aber er war keinesfalls so phänomenal wie Poe es sich vorgestellt hat“ – dieses wenig schmeichelhafte Urteil über Edgar Allan Poes fiktiven Proto-Detektiv Auguste Dupin fällt ausgerechnet Mr. Sherlock Holmes, der ebenfalls fiktive Detektiv aus der Feder von Arthur Conan Doyle.

Die scheinbare Abgrenzung vom klassischen Vorgänger – gleich zu Beginn des ersten Holmes-Romans „Eine Studie in Scharlachrot“ im Jahr 1887 zu finden – ist aber viel eher als eine ironische Hommage an das klassische Vorbild zu verstehen. Denn ohne den die Pariser Polizei beratenden Dupin gäbe es keinen „consulting detective“ Sherlock Holmes, genausowenig wie es ohne den Londoner Ermittler einen Hercule Poirot von Agatha Christie oder einen Lord Peter Wimsey aus der Feder von Dorothy Sayers geben würde.

Was Edgar Allan Poe zwischen 1841 („Die Morde in der Rue Morgue“) und 1844 („Der gestohlene Brief“) erschaffen hat, war nichts weniger als den modernen Detektiv, und um ihn herum das Narrativ des urbanen Kriminalromans. „Tales of ratiocination“ nennt Poe selbst das Genre, in dessen Zentrum die auf den ersten Blick oft absurd und unglaublich erscheinenden Schlussfolgerungen des Chevalier C. Auguste Dupin stehen, die – siehe die „Fallstudien“ von Dr. James Watson – aus der Perspektive eines faszinierten Freundes, Mitbewohners und Berichterstatters erzählt werden.

„Er liebt Rätsel, Geheimnisse und Hieroglyphen, und zeigt bei der Lösung eine Art von Scharfsinn, die gewöhnlichen Menschen übernatürlich erscheinen muß“, schreibt Poe im Vorwort zu „Die Morde in der Rue Morgue“ über den Typus des „Analytikers“, der seinen Geist ähnlich trainiere wie ein physisch starker Mensch seine Muskeln. Diesem analytischen Typus gehört auch Poes Figur William Legrand an: in der 1843 – also zwischen der ersten und der dritten

Dupin-Geschichte – erschienenen Short Story „Der Goldkäfer“ entschlüsselt Legrand nicht nur den Zahlencode auf einem alten Pergament, sondern rekonstruiert auf dieser Grundlage mit detektivischem Scharfsinn den Weg, der am Ende zum Schatz von Captain Kidd führen wird. Zurecht wird von vielen auch die rückwärts, also von der Auflösung her konstruierte Handlung mit den Kriminalgeschichten um Dupin in einem Atemzug genannt.

Viele Stilelemente des modernen Krimis treten erstmals in „Die Morde in der Rue Morgue“ auf: vom exzentrischen Privatermittler selbst über den ebenso selbstgefälligen wie unfähigen Kriminalpolizisten (Polizeipräfekt „G-“) bis hin zum verwirrend komplexen „Closed Room“-Rätsel, dessen verblüffende Lösung am Ende vom Detektiv präsentiert wird.

Wie Dupin selbst bezog auch Poe sein Wissen über aktuelle Kriminalfälle aus der Lektüre von Tageszeitungen, die auch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bereits über polizeiliche Ermittlungen wie auch spektakuläre Gerichtsverhandlungen berichteten. In Poes ersten beiden Dupin-Erzählungen werden sehr ausführlich fiktive Zeitungsartikel zitiert, den Mordfall in der 1842 erstmals veröffentlichten Geschichte „Das Geheimnis um Marie Rogêt“ löst Dupin sogar fast ausschließlich durch die Auswertung von zeitgenössischen Zeitungsmeldungen.

In diesem Fall kennen wir das historische Vorbild sehr gut. Der amerikanische Schriftsteller stützte sich auf Berichte über den Tod von Mary Cecilia Rogers, deren Leichnam 1841 bei Hoboken nahe New York im Hudson-Fluss gefunden wurde. Poe verlegt die Handlung dieser frühen „True Crime Story“ aber kurzerhand nach Paris und verändert die Namen von Orten, Personen sowie die Titel der Zeitungen. Auch wenn es der historische Herausgeber/Übersetzer im Text anders behauptet, hat Poe den Mörder übrigens nicht überführt, sondern nur mögliche Lösungen präsentiert. Der reale Mordfall gilt bis heute als nicht aufgeklärt. Dagegen steht im Zentrum von Poes dritter Dupin-

Geschichte – „Der gestohlene Brief“ – wiederum ein durch und durch fiktiver Plot, der ähnlich wie es im Vorwort von „Die Morde in der Rue Morgue“ heißt als „Kommentar“ zu den vorgebrachten Thesen zum Thema Scharfsinn und Beobachtungsgabe gelesen werden kann. So postuliert Poe etwa: „Die Kunst des analytisch Denkenden erweist sich bei all jenem, was außerhalb der Regel liegt.“ Eine Kunst, die der Pariser Privatermittler tatsächlich perfekt beherrscht. Dem aus dem Varieté entlaufenen Orang-Utan als unwahrscheinlichem, aber plausiblen Täter der „Rue Morgue“ steht der gestohlene Brief der Königin in der letzten Dupin-Geschichte gegenüber, vom intriganten Minister dort versteckt, wo ihn niemand vermutet: direkt vor den Augen der Polizei.

Arthur Conan Doyle: Eine Studie in Sherlock

Zwei Sherlock Holmes-Romane: Eine Studie in Scharlachrot Das Zeichen der Vier

London, im Jahr 1887: zum ersten Mal schickt Arthur Conan Doyle den Meisterdetektiv Sherlock Holmes & seinen Begleiter Dr. John Watson auf Verbrecherjagd. Die „Studie in Scharlachrot“ („A Study in Scarlet“) führt nicht nur in die düsteren Vororte Londons, sondern auch in die Salzwüste von Utah zur Zeit des großen Mormonentrecks. 1890 folgt mit dem „Zeichen der Vier“ („The Sign of the Four“) der zweite Sherlock-Holmes-Roman. Darin lässt Conan Doyle den Privatermittler aus der Bakerstreet 221b mit seiner deduktiven Methode ein „Closed Room“-Rätsel à la Edgar Allan Poe lösen — die Motive für den mysteriösen Mordfall reichen zurück zu einer Verschwörung während des Indischen Kolonialaufstandes.

ISBN 978-3944953472 Euro 9,90

Adam Kuckhoff & Peter Tarin: Strogany und die Vermissten

Historischer Kriminalroman

«Strogany» (1941) ist wohl der ungewöhnlichste deutschsprachige Kriminalroman, der während des Zweiten Weltkriegs veröffentlicht wurde: die Autoren waren Mitglieder der Widerstandsgruppe «Rote Kapelle», und schmuggelten zahlreiche zeitkritische Passagen in den Text. Es blieb der einzige Krimi um Sergej Pawlowitsch Strogany, den Petersburger Sherlock Holmes: 1942 geriet Adam Kuckhoff in die Fänge der Gestapo, ein Jahr später wurde er hingerichtet. Auch sein Ko-Autor Peter Tarin überlebte den Krieg nicht.

ISBN 978-3944953434 Euro 13,90

Ralph Gerstenberg: Grimm und Lachmund

Henry Palmer hilft einer jungen Polin aus einer Notlage. Am nächsten Tag liegt sie tot auf seinem Sofa – ermordet. Nicht nur die Kripo ermittelt, auch der Bruder der Toten stellt unbequeme Fragen. Henry flüchtet in die WG seines alten Kumpels Theo Trepka. Als dort auch noch seine alte Freundin Hannah auftaucht, scheint das Chaos perfekt. Doch ohne es zunächst zu wissen, besitzt Hannah Grimm, geborene Lachmund den Schlüssel zur Auflösung des Falls.
ISBN 978-3944953281 Euro 8,90

Ralph Gerstenberg: Ganzheitlich sterben

Mit Henry Palmer geht's bergauf. Seit sechs Wochen arbeitet er als mobiler Pizza-Lieferant. Dann nimmt er auch noch einen Job für eine Detektei an. Doch schon nach der ersten Nacht wird Henry von der Polizei verdächtigt, ein Mörder zu sein. War er zur falschen Zeit am falschen Ort? Nicht nur die Kripo interessiert sich für ihn – er gerät ins Fadenkreuz eines Profi-Killers. Zu allem Unglück hat auch noch seine Freundin Liss einen schweren Unfall. Gibt es da etwa einen Zusammenhang?
ISBN 978-3944953359 Euro 8,90

Ralph Gerstenberg: Hart am Rand

Berlins Mitte boomt: Henry Palmer arbeitet jetzt als „Location Scout“. Privat trauert er seiner großen Liebe nach. Aufheiterung verspricht das Wiedersehen mit Theo Trepka. Doch bald gibt's neuen Ärger im Kiez: Theos Vater verschwindet, Henry verliebt sich in eine Prostituierte, lernt einen skurrilen Waffenhändler kennen, und landet in einer Lokalfehde zwischen Kneipenwirten und „Tresengangstern“.
ISBN 978-3944953342 Euro 8,90